Ernst Zahn / Das Licht

Das Licht

Sechs kleine Novellen

von

Ernst Zahn



Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart und Berlin
1922

★

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt
in Stuttgart

Den Frauen!

Sie sind das Licht,
das lebendurchhellende,
sinkende, schwellende,
stürmegepeinigte,
schlackengereinigte,
abendrotmalende,
sterbend noch strahlende
heilige Licht,
das wir im Brennen
nimmer erkennen,
dem blind unser Blick war,
doch das unser Glück war,
sie sind das Licht
und — sagen es nicht.

Inhalt

✡

Im Förderkorb

I.

Zu einer Zeit, da in Zürich infolge Vorbildes einiger gnädigen Herren und als Nachwehen schlimmer Kriegs- und Kriegszugstage die Sitten insbesondere der Jugend im argen lagen, bewohnte der Getreidehändler Hans Jakob Strehler ein hohes Haus an der Stüssihofstatt. Dieser wohlhabende Mann und wackere Bürger besaß außer seinem blühenden Geschäft eine einzige, ansehnliche und willenskräftige Tochter, namens Susanna, die seit einiger Zeit von einem jungen Manne aus vornehmem Geschlecht, dem Junker Fortunat von Meiß, eifrig umworben wurde.

Es war an einem Montage. Vor dem Strehlerschen Hause, in dessen erstem Stockwerk sich die Wohnräume befanden, dessen oberer Teil aber mehrere große Speicher enthielt, stand eine Fuhre Korn, und der Aufzug, der in einer am mächtigen Dache angebrachten Rolle lief, trug Sack um Sack vom Wagen in die Höhe des dritten Stockes und vor die eine weite Speichertür. Geschäftige Hände zogen dort die Lasten ins Hausinnere.

Es ging bei der Arbeit laut zu. Der gestrenge Geschäftsherr war abwesend und nur ein blutjunger Bursche von einem Schreiber am Platze, um sie zu überwachen. Der Fuhrmann und die Knechte bekümmerten sich nicht um diesen, sondern rissen bei ihrem Geschäfte allerlei Witze, gerieten aber unter dem gegenseitigen Hänseln bald in

einen ernsthaften Streit. Der Fuhrmann, ein älterer Mann, dessen Gesicht just keinen Haß gegen Wirtshaus und Traubensaft verriet, und einer der beiden auf dem Wagen beschäftigten Auslader, ein hochgewachsener, schlanker Bursche, standen sich plötzlich zu Tätlichkeiten bereit gegenüber. In diesem Augenblick stieg Susanna Strehler, die dem Lärm schon lange mit Mißfallen zugehört hatte, aus dem Wohnstock herunter und trat unter die Streitenden. Sie trug das dunkle, enganschließende Kleid der damaligen Zeit, das den schlankkräftigen Wuchs ihres Körpers nicht verhehlte. Ihr Haupt mit dem weichen, glänzenden, in Zöpfe geflochtenen Haar war unbedeckt. Ihr vor Unwillen etwas bleiches Gesicht zeigte an den feinen Nüstern ein leises Fliegen, und ihr Mund war hart zusammengepreßt und verriet eine starke Entschlossenheit und Überlegenheit. Sie trat hinter den Fuhrmann, der eben seine schwere Peitsche wendete und im Begriffe stand, zum Schlage gegen seinen Gegner auszuholen. Mit beiden Händen griff sie nach dem Geißelstock und entzog mit einem raschen und kräftigen Ruck dem überraschten Kampfhahn die Waffe.

»Es täte not,« sagte sie mit einer hellen und scharfen Stimme, »daß eine von uns Frauen sich herstellte, um euch in Ordnung zu halten, wenn der Vater fehlt,« schalt sie und hieß darauf die Leute mit so altklugen und vernünftigen Worten mehr ans Werken denn ans

Schwatzen, Lachen und Streiten zu denken, daß diese, denen ohnehin der Respekt vor der resoluten Jungfer im Leibe saß, stillschweigend und fast beschämt zu ihren Pflichten zurückkehrten.

An der Gassenecke, dort wo die steilabfallende in eine größere Hauptstraße mündete, war vor einer kleinen Weile der Junker Meiß erschienen und Zeuge des Auftrittes geworden. — Das Samtbarett in der Hand, ein ebenso wohlgewachsener als fürnehm gekleideter Gesell, die eine weiße, sehnige Hand am Knauf seines spitzen Degens, trat er mit einer leichten Verbeugung heran und sagte: »Ich darf Euch in Euerem Polizeiamte nicht stören, Jungfer Susanna.«

»Es ist ausgeübt,« antwortete die Jungfer Strehlerin, während das Zittern an ihrem Munde langsam verschwand und die Erregung in ihren großen, braunen Augen einem vergnügteren Ausdruck Platz machte. Sie hatte den Wunsch, den Junker, der augenscheinlich einen Besuch beabsichtigte, nicht sogleich wieder fortgehen zu lassen.

»Tretet ein Weilchen in den Garten,« lud sie diesen ein und machte eine Handbewegung nach dem weiten Flur, durch den man in die hinter dem Hause gelegene Anlage gelangte.

Mit einer leichten Verbeugung ließ er ihr den Vortritt. Am jenseitigen Flurende öffnete Susanna eine zweite Tür. Über ein paar Stufen traten sie in den häuser-

umstandenen Garten. Man sah seinen Bäumen und Büschen den Mangel an Sonne und den Überfluß an rauchiger Luft an. Aber seine Laube war so von Kletterrosen umsponnen, daß es sich in ihr wie in einem blühenden Paradiese saß, und gerade jetzt schüttelte der blaue Tag soviel Sonne über sie aus, daß es auf ihrem Tisch und ihrer Rundbank von Hunderten von kleinen Goldtellern flimmerte und alsbald auch auf Gesicht und Gestalt der Eintretenden Dutzende von solchen Lichtvögelchen zu flattern begannen.

Junker Meiß hatte ein Gefühl, als tanzte auch in seinem Innern ein helles Unwesen. Er war ein lebensvergnügter und lebensdurstiger junger Mensch. Durch mancherlei in Gesellschaft von Kameraden wie allein bestandene Abenteuer nicht immer ganz tadelloser Art, war er sich selbst ein wenig zum Schrecken geworden, aber er gab sich jedem neuen Anlaß zu Genuß oder Spaß mit Leichtsinn und Begierde hin. Seit einiger Zeit schon stach ihm die Susanna Strehlerin, die er auf einem Balle im vergangenen Winter zuerst kennen gelernt, in die Augen. Das Empfinden prickelnder Wärme, das in ihm war, verstärkte sich, als Susanna jetzt neben ihn rückte und er ihre wohlgeformten Glieder und ein wenig kühlen, braunen Augen dicht vor sich hatte.

»Wie gesagt,« lobte er, eine unterwegs gepflogene Unterhaltung fortsetzend, »die Entschlossenheit und Selbst-

verständlichkeit, mit welcher Ihr dem Streit der beiden Knechte ein Ende gemacht, wird Euch so leicht kein anderes Mädchen nachmachen.«

»Man muß Euch Männern zuweilen zeigen, daß man sich nicht fürchtet,« entgegnete Susanna mit lächelndem Selbstbewußtsein. Sein Lob hatte ihr wohlgetan, und sie blieb nicht unberührt von der Gegenwart des Jünglings, dessen Zugehörigkeit zu einem der ersten Geschlechter der Stadt in ihren Augen vielleicht noch mehr Empfehlung war, als sein auffallend schönes, scharf geschnittenes, in seiner etwas zu bleichen Farbe von durchwachten Nächten redendes Gesicht.

»Im großen ganzen,« parierte Fortunat, »gilt uns an Frauen Ergebung mehr als Überlegenheit.«

Er legte, an Liebesspiele gewöhnt, seine Hand auf die auf dem Tisch ruhende Susannas, die sie nicht zurückzog, und gab damit seinen Worten eine gewisse Bedeutung.

»Alles zu seiner Zeit,« antwortete sie.

Er deutete diese Rede zu seinen Gunsten und rückte ihr näher. »Freilich würde ich,« schmeichelte er, »vorziehen, Überlegenheit zu Ergebung schmelzen zu sehen, als wenn Sanftheit und Schwäche uns allzu leichtes Spiel bereiten.«

»Siehe da, Ihr sprecht von Euch?« gab Susanna spöttisch zurück. Dabei zog sie die Hand hinweg, auf der der Druck der seinen sich verstärkt hatte. »Wie eitel ihr

Männer doch seid,« fügte sie hinzu. Sie war aber doch ihrer selbst nicht so sicher wie gewöhnlich, und ihre Wangen begannen heiß zu werden.

Der Frauenkenner neben ihr gewahrte ihre Unruhe. Seine Stimme wurde leiser und bekam einen bebenden Unterton. »Wen ihr Frauen beschenkt, der darf es wohl sein,« flüsterte er.

In diesem Augenblick rauschten an der Hausgarten-tür Frauengewänder.

Die beiden in der Laube sahen sie blitzen.

Jungfer Anna, die Haushälterin Strehlers, führte dort die junge Rosine Keller, des Meister Goldschmieds an der Brunngasse Töchterlein und Freundin der Susanna, herein und wies sie nach der Gartenlaube.

Rosine war gestern aus Bern, wo sie bei einer Verwandten zu Besuch geweilt, in die Stadt zurückgekehrt und kam, die Freundin wieder zu begrüßen. Sie flatterte von der ungelenkeren und unförmlicheren Hausstandsleiterin als ein zarter Schmetterling hinweg und kam, eine blonde, schlanke und schmiegsame Erscheinung, mit sachten schwebenden Schritten auf die Laube zu. Verzogen von einem schon bejahrten Elternpaar, dessen späte Ehefrucht sie war, unselbständig und fast furchtsamen Wesens, hatte sie sich von früh an fest an die willensstarke Susanna angeschlossen und trug Leid und Freude, wie das Leben sie ihr bescherte, stets unverzüglich zu der klugen und tat-

bewußten Gesellin. Diesmal war es aber ein besonderes Erlebnis, von dem sie der Raterin sprechen wollte. Es erfüllte ihre ganze Seele, und wie es sie veranlaßt hatte, ein paar Tage früher, als sie gemeint, von Bern zurückzukehren, so ließ es sie auch die erste freie Stunde benützen, um Susanna Strehlerin zu sehen. Sie war indessen betreten, als sie im Herankommen gewahrte, daß jene nicht allein war. Davon hatte Jungfer Anna ihr nichts gesagt. Völlig verwirrt aber wurde sie, als sie den Junker Meiß erkannte. Ihr erster Gedanke war, umzukehren, und sie machte auch unwillkürlich eine Wendung, besann sich aber auf die Seltsamkeit solchen Gebarens und trat in die Laube.

Susanna war aufgestanden und umarmte sie. Sie liebte die kleine Kellerin mit einer fast mütterlichen Liebe. Dennoch flog in diesem Augenblick der Schatten eines Verdrusses über ihre Seele, sie wäre jetzt lieber nicht gestört gewesen.

Auch der Junker hatte sich erhoben. Eine flüchtige Röte erschien auf seinen Wangen, und seine und Rosinens Augen begegneten sich in einem langen, zögernden Blick, der wie ein merkwürdiges Frage- und Antwortspiel war.

»Da bist du ja wieder,« begrüßte Susanna die Freundin. »Ich dachte, wir würden dich erst nächste Woche wieder haben.«

Rosine errötete tiefer und murmelte etwas von einem Wunsche der Eltern, daß sie früher zurückkomme.

»Das Heimweh hat die Jungfer Kellerin heimgetrieben,« scherzte hier Junker Meiß. Er hatte sich wieder ganz in der Gewalt und lächelte zu seinen Worten ein Lächeln, das nicht ohne Selbstbefriedigung und Spott war.

Rosine schien aber sein Wort als bare Münze zu nehmen, denn sie vergalt es ihm durch einen bedeutsamen, ernstscheuen Blick, der etwa besagen wollte: Du weißt es ja wohl am besten.

»Ah,« bemerkte hier Susanna, die eben im Begriff gestanden, die zwei jungen Leute einander vorzustellen, nicht ohne Staunen, »ihr kennt einander schon?«

»Gewiß,« bestätigte Rosine in großer Verwirrung, während sie sich neben der Freundin niederließ. Der Junker aber erzählte eifrig, es sei nicht verwunderlich, daß man schon so gut bekannt sei, nachdem die Jungfer Kellerin ausgerechnet im Hause seines Oheims, des Schultheißen von Jenner zu Bern sich aufgehalten, während er, seinen Malstudien obliegend, zwar bei einem anderen Verwandten gewohnt, aber doch täglich im Jennerschen Hause Verkehr gepflogen.

Ein Befremden erfaßte irgendwie Susanna, als habe sie von den beiden vieles, aber nicht alles erfahren. Sie kam sich — und konnte sich des Empfindens nicht erwehren — zwischen ihnen ein bißchen verkauft vor.

Entschlossen, wie sie war, bemächtigte sie sich aber sogleich des Gesprächs wieder und sagte: »Du wirst mir einen ganzen Tag lang erzählen müssen, kleine Rosina, mir ist, ich wüßte von Jahren deines Lebens nicht mehr.«

»Da will ich auch nicht länger stören,« bemerkte der Junker, sehr zur Überraschung der beiden Mädchen, die sich eines so plötzlichen Aufbruches seines Besuches nicht versehen.

Susanna dachte im ersten Augenblick daran, ihn zurückzuhalten, wurde aber sogleich von der eigenen Neugier überwunden, die durch Rosine gerade von ihm hören wollte. Darum klang ihr: »Ihr stört uns nicht. Wir haben wohl keine großen Geheimnisse« etwas lahm.

Rosinen tat das Herz weh. Es war ihr ohnehin ein wenig krank, und sie hätte gern die Nähe des hübschen Junkers noch länger genossen.

Dieser griff aber sein Barett von der Bank wieder auf und trat an die Laubentür. »Auf ein baldiges Andermal mit Verlaub,« sagte er in höfischer Haltung. »Vielleicht darf ich von den Eindrücken und Erinnerungen der Jungfer Kellerin dann auch ein Weniges hören, soweit es eben für einen Wilden, wie wir Männer der jungen Frauenwelt von heute gelten, tauglich und bestimmt sein kann.«

Er wollte sich mit einer Verbeugung entfernen. Allein die beiden Mädchen streckten ihm eine nach der anderen

die Hand hin, über die er sich höflich beugte, um dann raschen Schrittes die Laube zu verlassen.

Sein Herz war aber nicht ganz so ruhig, wie er in Haltung und Gebärde sich den Anschein gab. Es war ihm nicht gleichgültig, was die beiden Freundinnen miteinander sprechen möchten, wußte er doch, daß seine Person dabei eine nicht unwichtige Rolle spielen werde. Ein ihm in diesem Augenblick aufsteigendes Bedenken zwang er jedoch mit der beschwichtigenden Erwägung nieder, daß niemand, also auch die Rosine Kellerin nicht, vom innersten Seelentöpflein den Deckel heben werde, in das man höchstenfalls sich selbst, nicht aber eine noch so nahe Freundin blicken lasse.

»Nun also, wie geht es dir?« fragte Susanna die Freundin, während er noch in Hörweite war.

Beide Frauen hatten sich wieder gesetzt und rückten nahe, Auge in Auge und Hand in Hand, zusammen.

Die Strehlerin konnte sich aber nicht mehr halten und kam der Freundin, die erzählen wollte, mit der weiteren Frage zuvor: »Du kennst den Junker? Ich war ganz erstaunt, wußte von nichts und sehe euch einander wie alte Freunde begrüßen.«

Rosinen lief ein Blutstrom bis tief in den feinen weißen Nacken. Sie hielt den Blick gesenkt. »Du hast es von ihm gehört, wie wir bekannt geworden sind,« sagte sie.

Und plötzlich überwältigten sie ihre Gefühle, und so sehr sie sich vorgenommen haben mochte, ruhig und in Ordnung zu erzählen, so fehlten ihr nun plötzlich die Worte oder wollten so viele auf einmal heraus, daß sie des Redens nicht mehr mächtig war. Dafür schossen ihr aber die Tränen aus den schönen, hilflos blickenden Augen.

»Was ist dir?« fragte Susanna bestürzt und ahnungsvoll.

»Ich liebe ihn,« gestand jetzt Rosine mit einer leidenschaftlichen Aufwallung. »Ich kann dir nicht sagen, wie ich ihn liebe.«

»Den Junker?« fragte Susanna, die die Zusammenhänge noch nicht vollständig erriet.

Rosine nickte.

Susanna aber fühlte sich von einer Menge zwiespältiger Empfindungen bedrängt. Was war das? Der Junker hatte eben noch mit ihr selbst getändelt! Sie war auf ihrer Hut gewesen, hatte schon da und dort gehört, daß er wie viele seiner Kameraden es mit der Treue nicht allzu genau nehme, aber sie hatte doch nicht umhin gekonnt, seine Höflichkeiten und Artigkeiten angenehm zu finden und zu denken, daß sie ernster als sonst gemeint sein könnten. Und nun wurde ihr ein schlagender Beweis von Fortunats Fahrigkeit. Herber Zorn und schmerzliche Bitterkeit stritten heftig in ihr. Sie nahm sich aber sogleich zusammen.

»Man sagt, daß er schon mancher den Hof gemacht habe,« sagte sie vorsichtig.

»Das ist es eben,« brach die zarte Kleine neuerdings aus. »Ich weiß nicht, was ich denken soll.«

Susanna schwieg. Die Freundin tat ihr leid. Sie sah, daß etwas ihr Innerstes aufwühlte.

Rosinens kleine, schlanke Hände umklammerten zitternd ihren Arm. Sie schien bei ihr einen Halt zu suchen. »Er hat mich mit schönen Worten überrumpelt,« setzte sie ihr Geständnis fort. »Er ist — ich sah nie seinesgleichen.«

»Er ist ein schöner Mann,« bestätigte Susanna.

»Ich kann mir nicht helfen,« klagte Rosine weiter. »Ich verliere mich vor ihm.«

Armes Ding, dachte die andere. Dabei streichelte sie unwillkürlich Rosinens schlanken, kindlichen Rücken. Ihre Güte brachte aber diese erst recht außer sich.

»Er muß es doch ehrlich meinen,« fuhr sie in höchster Erregung, aber das Gesicht am Busen der Freundin bergend, fort. »Ich darf ja der Mutter nicht mehr in die Augen sehen.«

»Rosine!« rief Susanna ganz erschreckt aus.

Ein neuer Tränenstrom war die Antwort.

Eine Weile schwiegen dann beide, jede mit ihren Gedanken streitend, jede in ihrer Art Leid tragend. Rosinens Erregung legte sich etwas. Sie preßte ihr Taschentüchlein vor das vom Weinen entzündete, doch immer noch lieb-

liche Gesicht und sagte dann, die Stimme von Schluchzen noch bewegt: »Ich mußte es jemandem sagen, ich — —«

»Er wird wissen, was er zu tun hat,« unterbrach Susanna sie kühl und im eigenen Herzen einen leisen Frost tragend. »Er ist am Ende doch ein Edelmann.«

»Als den habe ich ihn auch angesehen,« antwortete Rosine, von ihrer Scham zu Boden gedrückt. Als ein Häuflein Elend erhob sie sich dann von ihrem Sitz. »Ich will nach Hause,« fuhr sie fort. »Ich habe nirgends mehr Ruhe.«

Susanna fehlten die rechten Trostworte. Sie stand nur auf und legte den Arm um Rosinens Schulter. So schritt sie mit ihr durch den Garten dem Hausflur zu. Aber zu reden vermochte sie nicht mehr, sie war selbst in einer ungewohnten Verwirrung. Und ein heimlicher Schmerz bohrte noch immer in ihrem Innern.

An der Haustür trennten sich die Mädchen.

2.

Susanna Strehlerin war rastlos. Sie war in die zwanziger Jahre hinaufgekommen, ohne je im Herzen so beunruhigt gewesen zu sein wie jetzt. Sie hatte viele Männer gekannt und von allen ein wenig gering gedacht, darum sich von keinem verwirren lassen. Aber ihre Stunde schlug. Junker Fortunats äußere Vorzüge, sein alter Name und sein Talent, sich insbesondere bei Frauen

zur Geltung zu bringen, waren ihr gerade in dem Augenblick in hellstem Lichte erschienen und hatten gewisse Wünsche in ihr geweckt, in welchem sie erfuhr, daß eine andere ältere Rechte auf ihn hatte. Sie trug die widerstreitendsten Gefühle mit sich herum. Zuvorderst stand dabei die Verachtung für das männliche Geschlecht, dessen Minderwertigkeit durch ein so leichtsinniges Muster wie der Junker Fortunat ihr aufs neue und schlagendste belegt erschien. Aber es rührte sich daneben doch etwas wie Bedauern, eine leise Neigung zu Versöhnlichkeit und Bereitschaft, dort Schwächen zu verzeihen, wo Fehlerlosigkeit unmöglich schien. Auch eine heimliche Hoffnung bewegte sie noch, ein Wunsch, es möchte irgend etwas geschehen, was Fortunats Benehmen in milderem Lichte erscheinen lassen und ihr eigenes Verhältnis zu ihm zur früheren Freundlichkeit wiederherstellen könnte. Während des geschäftigen Tages, der sie im Haushalt und als Stütze ihres Vaters eifrig am Werke sah, wie in stillen und einsamen Nächten, suchten diese Gedanken, Wünsche, Zornregungen und zarten Hoffnungsgefühle ihr Herz und Kopf heim, als wäre sie ein Bienenstock, in dem ein rastloses Volk aus und ein flog.

Eine Woche ging so herum, ohne daß sie, zu Hause festgehalten, weder den Junker noch Rosine wiedergesehen hätte. Sie begann aber, sich um die Freundin ernstlich zu sorgen und immer mehr sich selbst zu schelten, daß sie

noch eigene Aussichten erwog, wo der anderen Rechtsforderungen so unwidersprechliche waren. Fühlte sie dabei oft das tiefste Mitleid mit Rosinen, deren große Jugend und kindliche Torheit sie gerechterweise in die Wagschale legte, so zürnte sie ihr doch auch immer wieder heimlich ob ihrer Unvernunft und Schwäche und konnte sich des Neidgefühls nicht erwehren, daß sie dem Junker etwas bedeutet hatte, ehe sie selbst bei ihm zu Ehren gekommen. Eben entschloß sie sich jedoch, Rosine Keller einmal aufzusuchen und nach ihrem weiteren Ergehen zu fragen, als Junker Fortunat abermals bei ihr erschien.

Es war ein Regentag, und er kam in einen weiten dunkeln Mantel gehüllt, den ihm Anna, die Haushälterin, im weiten, weißgetünchten und mit Bildern geschmückten Vorraum abnahm. Die Dienerin ließ ihn dann in ein geräumiges Vorgemach eintreten, in dem niemand war, das aber mit seinem reichgeschnitzten Möbelwerk, den hochlehnigen Stühlen, den Truhen, Kommoden und Büfetts ebenso ein Zeuge Strehlerscher Wohlhabenheit war, wie es mit seinen Wandbildern, Ahnenhelgen und mancherlei Kunst- und Kunstgewerbeerzeugnissen, die zum Schmuck herumhingen und herumstanden, einen kurzweiligen Warteraum abgab.

Der Junker atmete nicht ganz so frei wie gewöhnlich. Sein leicht entzündbares Herz war in den vergangenen acht Tagen doch unwillkürlich unruhig gewesen, ob nicht

seine Aussichten bei Susannen, die ihm gut geschienen hatten, durch die damalige Begegnung und allfällige Vertraulichkeit zwischen den zwei Freundinnen Einbuße erlitten haben könnten. Es war ihm auch sonst etwas zwiespältig zumut gewesen, indem beim Anblick Rosinens und ihrer unschuldsvollen Lieblichkeit sich gewisse Gefühle wieder geregt hatten, die die neue und ernsthafte Verehrung für die tüchtige und tatkräftige Strehlerin einigermaßen ins Wanken brachten. Acht Tage hatten indessen genügt, um den damaligen Eindruck zu verwischen und sein Verlangen noch zu steigern, Susanna wiederzusehen und den in der Laube begonnenen Eroberungszug auf ihr Herz fortzusetzen. Jetzt sah er voll Neugier und doch nicht ohne Bangen dem Empfang entgegen, den Susanna ihm bereiten würde.

Die Strehlerin ließ ihn nicht allzu lange warten. Sie trat über die Schwelle eines Nebenzimmers. In ein dunkles Gewand gekleidet und im Gesicht einen ernsten, von einer gewollten oder vielleicht unwillkürlichen Trauer verdüsterten Ausdruck tragend, erschien sie älter und fast ein wenig würdig und überlegen. Sie ging dem Junker nicht entgegen, sondern bat ihn mit einer höflichen und gelassenen Handbewegung in das Zimmer, aus welchem sie selbst gekommen war. »Ich sitze an einer eiligen Arbeit,« entschuldigte sie sich. »Ihr müßt mir also schon hier Gesellschaft leisten.«

»Ich will nicht stören,« antwortete ihr der Junker ein wenig betroffen, folgte ihr aber nichtsdestoweniger in das kleine Nebengemach.

Bald saß er auf einem lehnelosen Stuhl der Strehlerin gegenüber, die vor ihrem Nähtisch wieder Platz genommen und ein Kinderkleidchen, an dem sie stickte, vor sich liegen hatte.

»Eine Freundin erwartet ihr Erstes,« erklärte sie. »Ich muß diese, meine Freudengabe, eilig fertigstellen.«

»Einer Frau doch wohl eine liebe Aufgabe,« schmeichelte der Junker in einem ernsten und warmen Ton. Er war mit bestimmten Absichten gekommen. Sein Blick umfaßte den kleinen Raum, der Susanna Strehlerin eigenes Reich, das mit seinen Möbeln, seinem Schnitz- und Täfelwerk ebensoviel Wohlhabenheit als Geschmack verriet. Irgendwie wurde ihm zumut, als habe er ein gewisses Recht, in diesem Zimmer zu sitzen, und er kam sich halb und halb zu Hause vor.

»Meint Ihr?« fragte Susanna spitz. Seine Bemerkung ärgerte sie.

»Es ist doch wohl eine der köstlichsten Lebenspflichten, eigenen Herd und Familie zu gründen,« fuhr der andere fort.

Susanna zog die Schultern hoch, als ob sie einen lästigen Mantel lösen müßte. Sie vermochte sich dem Einfluß seiner Nähe nicht völlig zu entziehen, wußte nicht

recht, wo er hinaus wollte und wurde doch unwillkürlich von dem Ernst und Nachdruck seines Wesens gefangen genommen. Ihre Rede klang aber immer noch leicht gereizt, als sie erwiderte: »Nur schade, daß unsere jungen Herren diese Überzeugung erst gewinnen, wenn sie einen guten Teil ihrer Gefühle schon vergeudet haben.«

»Ihr seid heute streithaft aufgelegt,« sagte Junker Fortunat. Er wurde sicherer, obgleich er bemerkte, daß Susanna ihm weit weniger freundlich war als letztesmal. Die Gewohnheit des Schöntuns und Hofmachens war ihm schon so eigen, daß er in diesem Amte sich rasch wieder erwärmte. Mit einer nicht unwirksamen Gekränktheit fuhr er fort: »Man legt uns jungen Männern vielfach als Leichtmut und Windbeutelhaftigkeit aus, was eben nur Lebensfreude und Schönheitsjubel ist. Warum hat Gott uns so helle Augen und euch Weibern so große Anmut gegeben!«

Das schien Susanna eine gute Rede. Ihr Blick wurde freundlicher. »Die Menschen sind einander eine Not,« seufzte sie, von eigener Bedrängnis beschwert.

Der Junker rückte ihr näher. Der Kenner fühlte, daß sie in weicherer Stimmung und er ihr nicht gleichgültig war. Er vergaß Rosinens zartes, blondes Gesichtlein völlig. Die Herbe, Starke vor ihm machte ihm warm. Die Hand vertraulich auf ihre Arbeit legend, fuhr er eindringlicher fort: »Sie können einander aber auch ein Glück sein.«

Seine Augen, die nicht ohne Macht waren, suchten von unten herauf die ihren.

Sie errötete, und ihre Bedrängnis wuchs. Sie dachte an Rosine, wollte Fortunat zürnen und konnte es doch nicht. Mit einer das Gesprächsthema ganz unvermittelt wechselnden Bemerkung suchte sie sich zu helfen: »Was hat Euch eigentlich hergeführt, Junker?«

Er hielt sie aber fest, wo er sie einmal hatte. »Richtig,« sagte er, »ich wäre Euch ja einen Grund schuldig. Jeder muß doch für einen Besuch eine Ausrede haben. Ich habe keine, Jungfer Strehlerin. Ich kam, weil — ich nicht anders konnte.«

Sie bog sich tiefer über die Arbeit. Ihre Finger zitterten.

Der kundige Eroberer faßte ihre Hand. »Warum gar so fleißig?« fragte er. »Gönnt Ihr mir nicht einen Augenblick?«

Sie versuchte ihm die Finger zu entziehen. »Laßt!« wehrte sie. »So seid Ihr schon mancher gekommen.«

»Keiner in so großem Ernste,« behauptete er. Und plötzlich schien ihm der Augenblick günstig. »Ich liebe Euch, Susanna,« brach er mit Bewegung los. Dabei legte er den Arm um ihre Schulter.

Sie hörte das Wort, und so nüchtern und einsichtig sie war, so wenig sie seine Flatterhaftigkeit verkannte, so ließ sie sich doch vom Atem seiner Leidenschaft einspinnen. Sie wehrte ihm zwar und schüttelte seinen Arm ab, aber

sie vergaß doch Rosine einen Augenblick und hatte vielleicht eine unwillkürliche Hoffnung, daß sie doch die Einzige und Rechte des Werbers sein könnte.

Er ahnte ihr Schwanken und wußte, wie leicht Frauen sich betören ließen. Sein Mut wuchs. Er glitt neben sie auf die Knie. »Ihr seid anders als die anderen,« sagte er. »Ihr gebt Euch nicht schwächlich hin. Wer Euch gewinnen will, muß zeigen, daß er Eurer wert ist.«

Susanna schloß flüchtig die Augen und überließ sich ihm.

Da küßte er sie.

Und plötzlich überkam sie eine Art Trunkenheit. Enttäuschung, Groll, Liebe vermischten sich. Ein leidenschaftlicher Drang, seine Zärtlichkeit zu erwidern, packte sie. Sie legte ihre Arme um ihn und drückte ihren Mund auf den seinen. Aber noch im Ungestüm dieses jähen Sichgehenlassens kehrte kühl und scharf ihr Mißtrauen zurück. Sie schob ihn zurück.

»Siehst du,« sagte er mit von Leidenschaft zitternder Stimme. »Ich wußte, daß du mich liebst.«

Er entwand ihr die Arbeit, die sie wieder aufnehmen wollte, und zog sie zu sich herüber.

Seine Gewaltsamkeit ernüchterte sie noch mehr.

Da flüsterte er ihr heiße Worte zu. Er sprach Dinge, die ihm schon mehr Recht zumaßen, als sie ihm gegeben. Er forderte, daß sie sich täglich sähen. Er redete von süßen Heimlichkeiten. Das eine Wort, daß er mit ihrem Vater

sprechen wolle, das ernsthafte Wort von der Zukunft, das sie vielleicht unbewußt erwartete, sprach er nicht. Vielleicht fiel es ihm im Taumel des Glücks nicht ein. Dafür begann er zu klagen, daß hier die Wände Ohren hätten und jeder Augenblick einen Störenfried bringen könne. Allein müßten sie sein, damit er ihr ganz erklären könne, wie sie sein Innerstes erfülle.

Sie lauschte ihm, aber sie hörte ihn nur halb. Es war ihr, als müßte sie ihm eine Maske vom Gesicht nehmen.

Er schlug ihr einen Spaziergang im einsamen Stadtwald vor.

»Ich fürchte die Klatschbasen,« erwiderte sie.

»Deine Laube ist verborgen,« sagte er.

»Zwanzig Fenster der Nachbarhäuser,« entgegnete sie, »haben Ausblick auf ihren Eingang, und Anna, die Beschließerin, nimmt mehr teil an meinen Gästen, als mir lieb ist.«

»Aber zur Nacht!« drängte er. »Du wirst mich nicht verdürsten lassen.«

»In der Nacht sind die Neider am wachsamsten,« wehrte sie sich.

»Deine Kammer liegt nach hinten. Ich weiß zu kommen, daß niemand es ahnt.«

Susanna war es, als würde ihr kühles Wasser über den Rücken gegossen. Die Erinnerung an das, was Rosine ihr erzählt hatte, kehrte ihr wieder. Es weckte ihren Zorn

stärker als je vorher, Zorn gegen den Mädchenverführer vor ihr und sein ganzes Geschlecht, gegen die Schürzenjäger der Stadt und der Zeit.

»Laß mich einmal kommen,« bat er, »einmal uns allein sein —«

Sie stand auf. »Laßt!« sagte sie. »Ich höre Schritte im Flur.«

»Wann sehe ich dich?« drängte er.

Sie war ganz gefaßt. Ruhig und scharf war das Spiel ihrer Gedanken. Immer noch stach sie eines seiner Worte. In ihre Kammer wollte er kommen! Zorn und Scham färbten ihr das Antlitz. Dann hatte sie einen jähen Einfall. Und sie mußte lachen, als sie es dachte. »Ich weiß jetzt nicht, wann ich Euch sehen kann. Ich will es Euch zu wissen tun,« sagte sie.

Er trat auf sie zu und faßte ihre Hand. »Weigere mir das Du nicht länger,« bat er.

Sie wendete sich ab. »Geht,« sagte sie. »Die Wirtschafterin kann jeden Augenblick kommen.«

»Küsse mich,« begehrte er herrisch.

Sie reichte ihm den Mund. Und wieder lachte sie innerlich, halb belustigt, halb in einem tiefen Leid. Der Kuß, den sie ihm gab, bedeutete ihr nichts mehr.

Er aber drückte sie noch einmal heftig an sich. Dann trat er zur Tür.

»Ich erwarte deine Nachricht,« flüsterte er, ehe er ging.

3.

Susanna Strehlerin wusch sich mit sehr kaltem Wasser. Sie hatte ein fast leidenschaftliches Bedürfnis, das reine und kalte Naß Gesicht und Hände überspülen zu lassen. Sie tat es viel mehr aus dem Bestreben, den letzten Hauch einer Schwüle, die ihr den Sinn beschwert und die Glieder lässig gemacht, zu verjagen, als weil ihr schien, es sei ihrem Körper eine Befleckung geschehen, obschon sie auch dieses Gefühls sich nicht ganz erwehren konnte. Mochte es nun wirklich die Einwirkung des Wassers oder nur die Folge ihres eigenen kerngesunden Wesens sein, sie fühlte sich kurz, nachdem Junker Meiß sie verlassen, von so klarem Geiste und so des Einflusses ledig, den seine Erscheinung auf sie ausgeübt, daß sie sich die Szene mit ihm in aller Ruhe und gleichsam vom hohen Sitze humorvoller Überlegenheit aus noch einmal betrachten konnte. Sie schonte dabei sich selber nicht, sondern dachte mit einiger Verachtung an die Schwäche des Weibes, das dem Manne, insbesondere wenn ihn äußere Vorzüge schmückten, so leicht erlag. Aber mit noch strengerer Verurteilung bedachte sie den Junker selbst. Jeder Rest von eigenen Wünschen, die sich an seine Person geknüpft, fiel von ihr ab. Welch ein Windbeutel! dachte sie. Je mehr sie sich alles Vorgefallene vergegenwärtigte, um so mehr wuchs ihr gerechter Zorn. Und es regte sich in ihr eine starke Lust zur Verteidigung ihres ganzen Geschlechts, eine Art heiliger

Überzeugung, daß es für dieses an der Zeit sei, sich zu wehren.

Sie begab sich zurück in das Gemach, wo sie vor kurzem den Junker empfangen hatte, aber sie nahm die weggelegte Arbeit nicht wieder auf, sondern saß, die Hände im Schoß, lange gedankenvoll da. Das zarte Gesicht der jüngeren Freundin tauchte vor ihr auf und lehrte sie die Angelegenheit des Junkers von einer neuen und übelsten Seite sehen. Wie, wenn Rosine erführe, wie treulos der war, von dem sie alles erwartete und dem sie schon alles gewährt? Und mußte sie es nicht erfahren? War es nicht besser, daß sie bald schon Klarheit gewann? Gab es denn für sie etwas anderes als die Enttäuschung und das Bestehen der Enttäuschung?

Susanna seufzte. Dann erwog sie aufs neue. Als ein Edelmann war ihr der Junker trotz allem erschienen. Vielleicht, daß ein rechtes Aufrütteln seines Selbst ihm sein Pflichtbewußtsein wiedergäbe?

Plötzlich dachte sie wieder seiner Forderung, ihm Einlaß in ihre Kammer zu gewähren. Und abermals kam ihr der drollige Einfall, der sie da schon lachen gemacht. Sie verwarf ihn sogleich wieder. Aber sie wurde ihn nicht so leicht los. Und während sie, von Mitleid für die Freundin getrieben, erwog, wie ihr irgendwie zu helfen sei, kam sie die Lust an, den, der an ihr wie an jener gefrevelt, zu bestrafen.

Mochten diese Überlegungen nun eine Wendung genommen haben, wie sie wollten, Tatsache war, daß an diesem Abend ein Brieflein an den Junker abging, in dem er zu einem Stelldichein geladen wurde. Susanna schämte sich, als sie diesen Brief schrieb, aber ihre Seele war auch voll einer heiteren, spottwilligen Entschlossenheit. Der Junker hatte eine ungestörte Begegnung verlangt, hatte — von ihrer Kammer gesprochen. Wie mochte er sich den Zuweg gedacht haben? Durch das Haus? Welche Narrheit! Vermittelst Leiter zum Fenster? Wie vermessen! Aber freilich, es gab in dunklen Nächten, wie sie jetzt über der Stadt lagen, ein Mittel. Ihr selbst war es heute zufällig eingefallen, seltsam, närrisch, ihrem eigenen Rufe nicht ungefährlich, aber — ihrem Plane nützlich.

»Wenn Ihr Mut habt,« schrieb sie dem Junker, »weiß ich Euch einen Weg. Ich will Euch in der zweitfolgenden Nacht, wenn mein Vater auswärts ist, um die erste Morgenstunde den Aufzug vom Speicher herunterlassen. Er bringt Euch auf den Estrich, von wo Ihr unbemerkt unter meiner Führung mein Gemach erreichen werdet.«

Der Brief tat seinen Weg. Susanna wartete auf Antwort. Gerade, als sie bedachte, wie sehr sie sich selbst damit in des Junkers Hand begeben, kam der Bescheid, kurz und tapfer: »Ein Wagnis für Euch wie mich. Aber, wo es den Weg zu Euch gilt, gibt es für mich keine Schranken.« —

Junker Meiß war nicht allzu erstaunt über seinen Erfolg. Zu oft schon hatte er die eigene Macht erprobt und zu sicher war er der Leidenschaft Susannens, die sie ihm mit jenem freiwilligen Kuß bezeugt. Er erwartete mit Ungeduld die Nacht, die ihm bezeichnet worden war. Oft empfundene Erwartungsfreude durchrieselte ihn, jagte ihm das Blut zu Häupten und machte ihn unstet. Um die kleine Rosine kümmerte er sich nicht mehr und vergaß, daß er ihr längst einen Besuch schuldig war.

Es war kühl und dunkel, als er sich, mantelumschlagen, auf den Weg zu Susanna machte. Er trug den Degen im Arm; es schien ihm ratsam, die Waffe auf einen Gang mitzunehmen, der ungewöhnlich, abenteuerlich, wenn auch für ihn voll Reizes war. Die Stadt lag ruhig da. Nur aus der und jener Schenke drang Lärm und Singsang, und einmal, als er einen freien Platz zu überqueren hatte, brach aus einer Seitengasse eine laute Schar junger Männer hervor, die er als Kumpane seiner lustigen Nächte erkannte und denen zu begegnen keineswegs seinen Wünschen entsprach. Er drückte sich in den Schatten eines nahen Hauses, hörte, während die Gesellen nicht eben eilig, sondern gestikulierend, stillstehend, sich balgend allmählich sich weitertrollten, seinen eigenen Namen und daß jene sich wunderten, wo er stecke. Sobald er sich in ihrem Rücken befand, schlich er sich seines Weges im Dunkel der Häuser weiter und erreichte bald sein Ziel.

Ein paar Sterne lugten jetzt über ihm aus den Wolken, aber sie waren hilflose, kleine Leuchten, und in der Gasse selbst war es so finster, daß kein Fußgänger dort den anderen hätte erkennen können. Nur an ihrem Eingang fiel aus einem Hause ein roter Lampenschein, den der Junker zu durchkreuzen hatte. Er wußte nicht, daß in der Strehlerschen Wohnung jemand am dunklen Fenster stand und auf diesen Augenblick wartete. Seinen Degen fester fassend, das Herz jedoch nicht von Furcht, nur von Erwartung und Begehrlichkeit stürmisch bewegt, betrat er das Sträßlein.

Das Strehlersche Haus hatte blinde, nachtverschlafene Scheiben. Die Mauer des gegenüberstehenden Gebäudes war kahl und fensterlos. Alles lag wie ausgestorben. Unterm Dach der Getreidehandlung hing als ein schwarzes, unförmiges Etwas der Warenaufzug.

Junker Fortunat stellte sich an das Nachbargebäude und pfiff ein paarmal leise, aber mit Wohllaut und Geschicklichkeit, so daß es sich fast wie das Traumsingen eines Kanarienvogels anhörte, vor sich hin. Es dauerte nicht lange, so sah er, daß das dunkle Wesen unterm Dach gegenüber Leben bekam. Die Strehlerin hatte nicht umsonst darauf geachtet, daß die Rolle noch gestern geschmiert worden war. Fast geräuschlos kam die viereckige Holzkiste herabgefahren. In diesem Augenblick bedachte der Junker die Tatsache, daß es für ein junges

Mädchen nicht leicht sein möchte, einen Mann seines Gewichtes hochzuziehen und fragte sich, wessen Hilfe sie wohl in Anspruch nehmen möge, und ob es nicht eine weitere Unleidlichkeit in der ohnehin recht waghalsigen Sache sei, sich der Verschwiegenheit eines Dritten anzuvertrauen. Sein Blut rauschte aber und wollte beruhigt sein, und sein Mut ließ sich nicht einschüchtern. Mit einem raschen Schwung bestieg er das seltsame Fahrzeug, sobald es ihm erreichbar war. Bald spürte er, daß die Fahrt in die Lüfte begann, und eine große Heiterkeit überfiel ihn, während er seine eigentümliche Reise bedachte und mit einem Gefühl immer wachsender Sicherheit bemerkte, daß nach wie vor in der Gasse und in ihrer Nachbarschaft sich keine Seele regte.

Langsam gelangte er höher. Sehr langsam, dachte er. Ein paarmal stockte die Fahrt. Er hatte die Empfindung, daß jemand mit Aufbietung all seiner Kräfte an der Winde arbeite, und war überzeugt, daß die entschlossene Strehlerin selbst mit den feinen, aber kräftigen Händen die Kurbel drehte. Seine Erwartung steigerte sich zur Ungeduld, gerade als der Aufzug neuerdings anhielt und zwischen dem obersten Wohnstock des hohen Gebäudes und dem Estrich plötzlich gänzlich stillhing.

»Tapfer, Jungfer Susanna,« ermunterte er mit gedämpfter Stimme. Umsonst. Der Korb regte sich nicht, und im Haus blieb wie in der Gasse alles totenstill.

Der Junker kauerte in seiner Kiste und dachte, daß sie weder ein sehr würdiger noch ein sehr vornehmer Aufenthalt sei. Er wußte genau, daß er selbst des Lachens und Spottes nicht genug wüßte, wenn er einen Genossen seiner Abenteuer so zwischen Himmel und Erde schweben fände. Vorläufig blieb er indessen gelassen der Lösung gewärtig, die die Fahrtstockung finden werde. Vielleicht hatte sich im Hause selbst ein Hindernis gezeigt und wartete Jungfer Susanna einen günstigeren Augenblick ab, um ihn droben einzulassen.

Die Minuten vergingen. Sonderbar, dachte der Junker. Plötzlich schoß ihm ein kleiner Verdacht durch den Kopf: Sollte man ihm einen Possen spielen? Die Jungfer war ein tatkräftiges und vielleicht etwas unberechenbares Frauenzimmer. Aber — hatte sie ihn nicht geküßt, mit Leidenschaft geküßt? Er verwarf seinen Argwohn.

Aber nach geraumer Weile schien ihm die Sache doch brenzlich. Er begann zu überlegen, wie er sich aus seiner Lage rette. Er war ein tapferer Mann. Lebensgefahr schreckte ihn nicht. Er maß die Entfernung zur Erde. Ein Sprung bedeutete den sicheren Tod auf dem Pflaster. Das Seil hing auch zu weit von den Fenstern entfernt, als daß er eine Brüstung erreichen und etwa hätte hinunterklettern können. Vielleicht gelang es ihm, sich am Strick emporzuschwingen und auf Estrich oder Dach zu gelangen.

Er wartete eine weitere Viertelstunde. Dann wagte er den Versuch. Aber als er am Seil hing, kam die Aufzugskiste so ins Schwanken und entstand ein solches Knarren und Ächzen oben an der Rolle, daß er sicher war, die ganze Nachbarschaft zu wecken. Er ließ sich wieder auf seinen Sitz zurück. Immer mehr Zeit verging.

Fortunat gab es auf, an einen bösen Zufall zu glauben. Er grübelte ernstlich den Ursachen nach, die die Strehlerin veranlaßt haben möchten, ihn in diese Klemme zu bringen. Wußte sie doch mehr von der Sache mit Rosine? Steckte am Ende diese mit ihr unter einer Decke? Er war ein Leichtfuß. Aber es war etwas in ihm, was durch ein lockeres Leben noch nicht verdorben war. Er begann sich zu ärgern. Nicht über die, die ihm den Schabernack spielte, obschon zuerst Zorn gegen sie ihm in die Stirn fahren wollte, aber über sich selbst. Die lächerliche Lage, in die er geraten war, zeigte ihm die eigene Kleinheit. Der einen Ehre schuldig geworden, war er auf dem Wege gewesen, einer zweiten Schande zu wollen. Bisher hatte er sich etwas auf seine Liebessiege zugute getan. Heute hatte er seine Meisterin gefunden. Er fühlte es mit Schmerzen, aber er gestand sich auch, daß er vielleicht das ganze Geschlecht zu sehr mißachtet.

Während so Erwägungen hundertfältiger Art sein Hirn durchkreuzten, hörte er nicht auf, mit Auge und Ohr jedes Geräusch in Haus und Gasse zu verfolgen.

Zuweilen schlugen die Kirchturmuhren und zeigten ihm, daß die Nacht immer mehr dem Morgen zurückte. Hie und da hörte er auch Schritte. Aber sie kamen nie bis zur Gasse selbst. Auch fernes Johlen verhallte.

Es fröstelte ihn. Der Morgen kündete sich mit scharfer Kühle an. Er dachte mit bitterem Selbsthohn, daß diese Abkühlung wohl ganz im Sinne der Jungfer Strehlerin sein werde. Und jetzt stach ihn schärfer und schärfer ein Leid. Susanna schien ihm begehrenswetrer als je.

Da spürte er plötzlich, daß sein Förderkorb wieder stieg. Es war nahe an Dämmerung, und er hatte sich schon in die Tatsache gefunden, vor aller Öffentlichkeit aus seinem Marterkasten steigen zu müssen. Er war auch bereit, den Stier des Spottes und der Splitterrichterei bei den Hörnern zu packen, und neugierig, wie sich Susanna zu der doch auch ihrem Rufe nicht eben günstigen Sachlage stellen werde. Nun aber gelangte er ohne weiteres Stocken bis an den Estricheingang, eine breite, zweiflüglige Tür, an der eine Spalte geöffnet war, und in der er eine Gestalt unterscheiden konnte.

Er hatte sich erhoben und streckte den Arm aus, um die Tür zu erreichen. Diese aber öffnete sich ihm nicht. »Zurück, Junker Meiß«, sagte eine leise, aber feste Stimme, die er unschwer als die Susannens erkannte. »Wenn Ihr Euch bewegt, so lasse ich die Kurbel los und Ihr saust in die Tiefe.«

»Jungfer Strehlerin«! mahnte er sie. Seine Stimme zitterte, aber nicht aus Feigheit, nur aus einem wirklichen Kummer.

»Ihr habt Zeit gehabt, Euch zu verkühlen,« fuhr Susanna mit eigentümlich schmerzlichem Hohn fort. »Vielleicht ist Euch dabei eingefallen, daß Ihr einer anderen ein Wort einzulösen habt. Es wäre gut für uns alle.«

Schon bewegte sich der Aufzug wieder, aber der Junker fühlte, daß er sank. Mit einer fast gefährlichen Raschheit fuhr er in die Gasse zurück.

Er stieg aus. Es schien ihm, daß Susanna ihn beobachte. Er sah seine Marterkiste langsam wieder in die Höhe schweben, während er sich fester in den Mantel hüllte und, ein Gefühl unerträglicher Demütigung und Enttäuschung in sich, sich entfernte.

Oben auf dem Estrich atmete Susanna hoch auf, als sie den leeren Warenkorb wieder ans Dach gewunden hatte und der Widerhaken, der ihn festhielt, mit einem leisen Schlag einschnappte. Sie betrachtete unwillkürlich ihre Hände, obschon sie in der Dunkelheit nichts zu sehen vermochte. Sie brannten sie heftig, und ihre Arme waren wie gerädert. Selbst für ihre junge und ungewöhnliche Kraft war die Arbeit dieser Nacht fast zu viel gewesen. Sie mußte sich auch mit dem feinen Sacktüchlein den Schweiß von der Stirn wischen, und weil es in einem ging, wischte sie zwei schmerzliche Tränen aus ihren

Augen. Sie hatte in dieser Nacht nicht nur gearbeitet, sondern auch gelitten. Wohl besaß sie Eigensinn genug, um an dem Plane, die Freundin wie sich selbst an dem Junker zu rächen, festzuhalten, aber es waren ihr doch manche Bedenken gekommen. Die eigene Enttäuschung regte sich schmerzlich, auch die Einsicht, wie ungehörig und waghalsig ihr Beginnen war, machte ihr zu schaffen. Vor allem aber hatte sie mit einem plötzlichen Mitleid für den Junker zu kämpfen. Wie, wenn durch irgendeinen gar nicht unwahrscheinlichen Zufall der Mann im Aufzugkorbe entdeckt würde! Ihr eigener Ruf litt vielleicht; doch das galt ihr nichts. Mit den Schwätzern würde sie schon fertig werden. Der Junker aber war ein stolzer Mann. Er würde ihr und sich selbst die Schmach, in die er gefallen, nie verzeihen. So zitterte sie heimlich und zweifelte an der Gerechtigkeit ihrer Sache.

Es war ihr nicht schwer gefallen, heimlich und unbemerkt auf den Estrich zu gelangen, als sie des Junkers Ankunft gewahr geworden. Eine Laterne, deren Licht sie sorgfältig dämpfte, leuchtete ihr dort. In der Erregung, die Zähne zusammenbeißend und vom hartsinnigen Willen fortgerissen, wand sie den Aufzug mit dem Schuldigen hoch. Aber in den Stunden, in denen er nun draußen in der Nacht hing, bald in Schweigen verfallend, nachdem er sie warnend angerufen, und sich mit offenbarem Gleichmut in sein Schicksal ergebend,

waren die Zweifel in ihr neu lebendig. Mehr als einmal streckte sie die Hand nach dem Kurbelgriff aus, um den Gefangenen zu erlösen. Aber ihr Trotz und ihre Entschlossenheit, durchzuführen, was einmal begonnen war, ließen sie immer wieder davon abstehen. So wartete auch sie mit Ungeduld und Qual dem Morgen entgegen.

Als sie dann endlich glaubte, dem grausamen Spiel ein Ende bereiten zu dürfen, flog eine nervöse Hast durch ihren Körper. Und als der Förderkorb sich erleichtert hatte, da lehnte sie einen Augenblick die Stirn an die rohe Holzwand und schluchzte.

Der Korb war nun wieder am Ort. Susanna begab sich, ihre Schritte kaum verhehlend, in ihre Schlafkammer. Sie war nicht stolz auf ihre Tat. Sie dachte an zwei Dinge: Würde ihre Mahnung irgendwie den Junker berühren? Und hatte sie selbst es nun für immer mit ihm verdorben?

4.

Der nächtliche Vorfall am Strehlerschen Hause blieb Geheimnis. Aber Junker Fortunat Meiß machte er mehr zu schaffen als je etwas in seinem Leben. Man sah ihn nicht in den Schenken. Er war viel in seiner eigenen Arbeitsstube und erging sich noch öfter allein in dem alten, mauerumgebenen und weltverlassenen Garten seines väterlichen Hauses. Er empfand täglich mehr den Stachel einer schweren Demütigung, einer Zurechtweisung, die, obgleich

nicht in der Öffentlichkeit erteilt, ihm doch wie eine vor aller Welt gestellte Forderung erschien. Er fühlte, daß er in den Augen der Susanna Strehlerin eine klägliche Rolle gespielt, und der Wunsch, sich bei ihr wieder zu Rechten und Ehren zu bringen, plagte ihn ebensosehr wie — das freilich erst allmählich — auch der Gedanke an die kleine Rosine gleich einem heimlichen Hämmerlein an sein Gewissen zu pochen begann. Ihre süße, sanfte Jugend, ihre fast kindische Hingebung traten ihm in Erinnerung und erweckten die schwach gewordene Teilnahme für sie in dem Maße stärker wieder, als er sich den Weg zu Susanna für immer verrammelt sah. Wohl glaubte er noch immer und wurde dessen fast gewiß, daß er dieser etwas bedeutet hatte, aber ebenso bestimmt erkannte er, daß er die streng Gesinnte endgültig verloren, und empfand täglich dringender das Bedürfnis, sich ihr doch als ernster und dem Rechten zugewandter Mann zu zeigen. Lockere Kameradschaft, Trunk, Spiel und Liebe, wie sie in seinen Kreisen gang und gäbe waren, verloren ihren Reiz für ihn. Dafür vergrub er sich in Bücher und seine Malstudien.

So verging eine Woche und eine zweite.

Dann erschien Junker Fortunat auf einmal bei Rosine Keller und jagte sie durch den unvermuteten Besuch wie durch seine ungewohnt gütige, fast weiche Art und seinen ruhigen Ernst in einen Sturm von jungen Hoffnungen. Beinahe wäre sie wieder zu Susanna gelaufen, um ihr von

ihrem Erlebnis zu berichten. Irgend etwas jedoch, vielleicht ein Zweifel, ob sie auch recht gesehen, hielt sie noch zurück.

Es war aber noch keine weitere Woche vergangen, so konnte die Kellerin den Gang zu Susanna in Begleitung eines anderen tun. Junker Fortunat Meiß trug ihr seine Hand an und wurde mit verschämter, aber Glück und Befreiung nur schwer zurückdämmender Freude von ihr, mit ruhiger Genugtuung von ihren Eltern angenommen.

In der Laube, wo die erste Zusammenkunft stattgefunden, empfing Susanna das Brautpaar. Der blaue Himmel war von weißen Wolkenschiffen durchflogen. Ein heftiger Wind wehte die Blätter der Wildrebe am Laubengitter wie Dutzende von Willkommensfähnchen auf und nieder. Die Strehlerin stand in schlichtem, dunklem Kleide am Laubeneingang. Sie hatte ein seltsam schlankes, ernstes Aussehen, und an ihrem Munde lag ein herber Zug, der sie älter erscheinen ließ, als sie war.

In helle Farben gekleidet, festlich angetan und von der Sonne festlich beschienen, kamen die Brautleute Hand in Hand durch den Garten geschritten. Rosinens schöne blaue Augen glänzten, und ihre Schritte, so leicht sie waren, waren voll Ungeduld, als wollte das überquellende Glück sie von der Seite des Bräutigams fort und in die Arme der Freundin reißen. Der Junker selbst schritt aufrecht und ohne Verlegenheit auf die Strehlerin zu, die er seit jener Nacht nicht wiedergesehen.

Susanna begrüßte sie, meinte, es sei vielleicht zu luftig in der Laube und machte Miene, mit ihnen zum Hause zu gehen, allein Rosine, der der Wind im leichten weißen Sommerkleide bauschend spielte, sagte: »Nicht doch! Ich muß Luft haben, im Falle ich jauchzen müßte.«

»Wir sind einander versprochen,« fügte sie hinzu, indem sie den Junker vor sich hin in die Laube und der zurücktretenden Susanna entgegenschob.

»Wie ich es erwartet,« sagte die Strehlerin mit einer festen, klaren Stimme. Dabei faßte sie des Junkers Hand, und beide drückten hart zu und vergaßen einen Augenblick ganz, daß die kleine Braut neben ihnen stand und auf die Umarmung der Freundin wartete. Es lag etwas Kameradschaftliches in ihrem Händedruck und eine geheime, wenn auch unbewußte Verständigung. Susanna hatte ihre Worte, obwohl sie auch für Rosine paßten, für Fortunat aus ihrem Herzen hervorgeholt. Sie sollten ihm sagen, daß sie sich End aller Enden nicht in ihm getäuscht, und wenn sie auch vielleicht nicht ganz gewiß war, ob sie dem jungen Wesen an seiner Seite ein dauerndes Glück verschafft hatte, so erschien ihr der Junker doch heute männlicher und ernster, und ein Ausdruck in seinem Gesicht flößte ihr eine unwillkürliche Achtung ein. Sie nahm dann Rosine wirklich in die Arme und tätschelte ihr mütterlich den Rücken, als sie vor froher Erregung zu weinen begann.

»Wir werden schnelle Hochzeit machen,« sagte Junker Fortunat im Laufe des Gespräches, das nun anhob, und während die drei auf der Laubenbank Platz genommen.

Dabei trafen sich sein und Susannens Blick. Er konnte aus dem ihren plötzlich unverhüllt eine leise Traurigkeit lesen. Auch sein Bedauern, daß an Stelle der lieblichen Braut nicht eine andere, ihr an menschlicher Bedeutung überlegene, stand, regte sich und blieb vielleicht Susanna nicht ganz verborgen. Aber plötzlich erinnerten sich beide des nächtlichen Erlebnisses, das schuld an dem heutigen war, und das Drollige, Ungewöhnliche desselben überwältigte sie gleichzeitig dermaßen, daß ein fröhliches Lachen durch ihre ernsten Gesichter zuckte. Das Bewußtsein des Geheimnisses, das sie miteinander hatten, und zugleich eine Überzeugung künftiger guter Freundschaft erheiterte weiter ihren Sinn. Sie kamen ins Plaudern.

»Ich habe nie gedacht, daß man so glücklich sein könnte!« flüsterte die kleine Rosine mit immer noch feuchten Augen.

»Als wirbelte einen der Wind ins Paradies, nicht wahr?« fragte Susanna.

»Als führe man in Euerem Förderkorb gen Himmel,« lächelte der Junker bedeutungsvoll.

Rosine klatschte in die Hände. Vielleicht ob des treffenden Bildes! Vielleicht, weil sie noch gezweifelt, daß sie dem Geliebten den Himmel bedeutete.

Die Drei

1.

Das kleine, weit außerhalb des Dorfes Heimsbach an der Landstraße stehende Haus war ganz eingesponnen in Kapuzinerranken. Sie waren rings um die Mauern gezogen und hingen von den Fenstern in allen Tönen vom hellsten Goldgelb bis zum tiefsten Samtbraun herab. Das Haus stand da wie die Bild gewordene Freundlichkeit. Sie schaute ihm aus den sauberen Fenstern, und wer mit der Sonne durch diese in die Stuben guckte, gewahrte blitzblank gescheuerte Tannenböden, viel schneeweißes Spitzenwerk auf Betten, Ruhebett, Kommoden, dem gepolsterten Lehnstuhl und allerlei künstliche und natürliche Blumen in altmodigen Vasen; diese trugen in die Räume dieselbe frohe Buntheit, die das Haus von außen zeigte.

Drei Frauen wohnten hier, die Frieden mit sich und der Welt hatten, von ihr nichts wollten, ja so einsam lebten, daß sie selbst ins Dorf hinein sich nur begaben, wenn sie irgendeinen dringenden Einkauf zu machen hatten. Das würde ihnen wohl manchenorts übel verdacht und mit dem Namen Sonderlinge bezahlt worden sein. Die Heimsbacher hatten aber in all den Jahren gelernt, daß die Witwe ihres einstigen Pfarrers, Frau Christine Bucher, ihre ebenfalls verwitwete Tochter Anna und die sechzehnjährige Wilma, das Kind eines verschollenen Sohnes und Bruders, Menschen waren,

denen sich beim besten Willen nichts Übles nachsagen ließ, und es ging daher kein Dörfler am Hause vorbei, ohne einen wohlgefälligen Gedanken hineinzusenden.

Frieden hatten die drei Frauen gehabt, einen jahrelangen, wunschlosen Frieden, wie er nach mancherlei Stürmen und Sorgen erkauft wird. Die Tochter Anna war nach einer mehrjährigen kinderlosen Ehe mit einem städtischen Beamten, die junge, schwarzbraune Wilma als wegverlorene Waise aus Welschland in das Haus der Mutter und Großmutter zurückgekehrt. Die stramme und tätige Anna Kraft übernahm die Führung des Hauswesens. Frau Christine, eine fromme Frau, die sich aber im Herzen ihre Kirche aufgerichtet hatte, seit ihr Mann das Dorfgotteshaus und sie selbst verlassen, hatte ihre Kinder als ihren einzigen Lebensbesitz in hoher, stiller, fast heiliger Liebe gehalten und, als der Sohn verloren ging, sein Teil auf sein schlankes Töchterlein mit den großen, frühernsten dunklen Augen übertragen. Umgekehrt liebten Tochter und Enkelin sie nicht nur um der Zuflucht willen, die sie ihnen bot, sondern aus tieferen und sich immer mehr vertiefenden Ursachen. Frau Christine besaß trotz ihrer hohen siebenziger Jahre ein jungfröhliches Gemüt, in ihrer schlanken, zierlichen Gestalt eine anmutvolle Beweglichkeit und in ihren Runzelhänden eine merkwürdige Geschicklichkeit. Sie versah im Hause Schreiner und Schneider, Maler und Koch, kurz, war ein

Allerweltshelfer. Das Beste aber blieb, daß sie nicht nur die Händehilfe verstand, sondern mehr noch die Herzenshilfe, und mit Rat und Liebe ihren zwei Hausgenossinnen unentbehrlich wurde.

»Wenn Mutter stirbt, will ich auch nicht mehr leben,« sagte manchmal Frau Anna, und in ihrem runden, feinwangigen Gesicht erschien dabei ein Ausdruck der Hilflosigkeit, die zu ihrer Breitschultrigkeit, ihren kräftigen Armen und rüstigem, sonst so entschlossenem Wesen in merkwürdigem Gegensatz stand. Solche Rede verwies ihr die Mutter zwar jedesmal ernstlich, indem sie sagte: »Was sollte denn aus Wilma werden?« Dann sahen sich alle drei Frauen an, lächelten und glitten über die Furcht vor dem, was doch einmal kommen mußte, mit der Sorglosigkeit der Glücklichen hinweg.

Frau Anna hielt den Garten in Ordnung, besorgte das Holzhacken, Kartoffelgraben, kurz, alle Schwerarbeit. Es war eine Freude, sie Spaten oder Beil handhaben zu sehen. Der Haut der weißen Arme gab die Luft einen leisen Unterton von Braun, die Muskeln härteten sich, und Frau Anna meinte, sie würde es schon mit einem Mann aufnehmen, wenn einer einmal versuchen sollte, mit böswilliger Absicht in das Haus einzudringen.

Und da war nun noch die kleine Wilma. Sie hatte im Haushalt keine bestimmte Aufgabe und ging doch

überall, bald der Großmutter, der sie den Mutternamen gab, wie der Tante an die Hand und war ihnen das sanfte Licht, das Stuben und Leben wohnlich und warm machte. Seit sie konfirmiert war, hatte sie die Schule verlassen, die Schule und damit auch den Kreis der Gespielen, von denen niemand ihr nahe gestanden.

Die drei Menschen lebten in ihrem Kapuzinerhäuschen wie auf einer Insel. Wenn sie abends unter der Lampe in der behaglich schlichten Wohnstube saßen, alle drei mit Handarbeiten beschäftigt, sprachen sie manchmal von ihrer Einsamkeit. »Wie es wieder still und gemütlich ist,« begann wohl die Greisin das Gespräch. Sie war immer lebhafteren Geistes als die beiden anderen.

»So allein ist es am besten,« antwortete ihr Frau Anna.

»Um uns kümmert sich niemand. Niemand kommt zu uns. Wir brauchen keinen,« redete Frau Christine weiter über die klappernden Stricknadeln hinaus.

Wilma saß auf dem Klavierstuhl, den Rücken dem Instrument zugedreht. Sie hatte ein schmales, feines Gesichtlein, dem die schwarzbraunen, langen, um den Kopf gewundenen Zöpfe ein lieblicher Rahmen waren. Es fiel ihr schwer, auszusprechen, was in ihrer Seele war. Aber ihre ernsthaften Augen begegneten denen der Großmutter und sagten ihr, daß sie sich nichts Besseres wünschte als die Gegenwart.

Nach einer Weile forderte Frau Christine sie wohl auf, etwas zu spielen. Dann ließ sie die Hände, die so klein waren, daß sie die Oktaven kaum zu spannen vermochten, über die Tasten gleiten. Ihr Spiel war voll Innigkeit.

»Übe nur recht fleißig,« mahnte wohl nachher die Großmutter. »In der Jugend muß man etwas haben, woran man sich freuen kann.«

Draußen wehte der Wind. Manchmal tönten das Knarren eines Wagens, auch nur die dumpfen Schritte eines Fußgängers in die Stubenstille herein. Die drei aber saßen, und zuweilen schaute eines auf und das andere an und lächelte.

2.

Das war nun ein großer leidvoller Schrecken. Frau Anna mußte sich bei dem rauhen Herbstwetter im Garten draußen erkältet haben. Sie legte sich eines Abends mit schweren Fiebern zu Bett. Die Großmutter ordnete allerlei Hausmittelchen an; aber nach zwei Tagen setzte eine so heftige Krankheit ein, daß die Berufung eines Arztes nicht länger hinausgeschoben werden durfte. Dieser kam und schüttelte den Kopf. »Eine böse Geschichte,« sagte er bedenklich.

Als Frau Christine in der ersten Nacht an Frau Annas Lager saß, die Fieberrosen auf ihrem tapferen Gesicht immer tiefer erglühen und die Kranke sich rastlos von

einer Seite auf die andere werfen sah, faltete sie die Hände, die von viel durchlebtem Leid redeten, und sprach in ihrer stillen Weise mit Gott. Und sie erinnerte sich des zeitweiligen Ausspruchs ihrer Tochter, daß jene nicht am Leben bleiben wolle, wenn sie, Frau Christine, sterben sollte. Wie aber nun, wenn Frau Anna selbst am Rand des Grabes stand? Und Wilma fiel ihr ein, die noch jung und weltunkundig war. Dann mußte sie mehr als je an ihr eigenes hohes Alter denken. Plötzlich und zum erstenmal begann ihr vor ihrer Weltabgeschiedenheit zu bangen. In ihrem Drang nach Zurückgezogenheit, so dachte sie, hatten sie drei Frauen es nun glücklich zuwege gebracht, daß sie keine verwandte Seele mehr hatten.

Draußen rauschte der Regen. In Strömen brach er aus dem sternlosen Nachthimmel und fiel in die Bäume des Gartens. Es war ein unablässiges Quellen und Träufeln, und dabei spürte die Krankenwärterin, wie es kälter und kälter wurde, und zog das wollene Tuch fester, das sie um Rücken und Schultern geschlungen trug. Nach einer Weile stand sie auf und schritt auf lautlosen Hausschuhen nach Wilmas Zimmer, dessen Türe nur angelehnt war. Dort drehte sie das Licht auf. Des Mädchens dunkler Kopf lag, von einem weißen, nackten Arm umrahmt, anmutig und kindlich in den Kissen. Ihr Schlaf war tief und sorglos. Die Hände der alten Frau zitterten. Wie, wenn eines Tages das Kind dort

allein in der Welt blieb! Aber sogleich begann sie mit der Gefahr sich auseinanderzusetzen und gedachte eines Freundes ihres Mannes, der eine Pfarrei in der französischen Schweiz inne und immer junge Leute in seinem Hause hatte. Ihn wollte sie angehen, daß er Wilma aufnehmen und ihr eine Brücke ins Leben hinaus bauen möge. Und ihr Herz schlug dann ruhig, fast kühl, wie es immer getan, wenn das Unglück auf sie niedergeschmettert war.

Am Morgen kam der Arzt. Es stand schlimm um die Kranke.

Wilma richtete die Augen voll banger Furcht auf die Großmutter. »Was meinst du?« fragte sie.

»Wenn Gott will, wird sie wieder gesund,« antwortete jene.

Ihre Gefaßtheit aber gab Wilma Mut. Und sie ging in den Garten hinab, um die späten Birnen vom Baum zu holen, die die Tante noch hatte pflücken wollen.

Der Regen hatte aufgehört. Der Himmel war noch nicht völlig klar; aber sein Blau leuchtete mit einem neuen, tiefen Glanz, und die vielen weißen Wolken darin waren wie von köstlicher Seide. Die leise, klare Herbstsonne übergoß das viele sterbende Laub, das an den Bäumen hing und die Wege bedeckte, und die sich tapfer wehrenden Kapuzinerblüten mit einem reinen, zärtlichen goldenen Schimmer. Hier außen schien es auch

Wilma, daß es mit der Kranken doch nicht zum Schlimmen kommen könne. Während sie Birne um Birne abnahm und ihr eine immer größer und schöner als die andere schien, freute sie sich erleichterten Herzens schon darauf, Großmutter und Tante den Reichtum zu zeigen.

Um zu den oberen Früchten zu gelangen, mußte sie eine kleine Doppelleiter anstellen. Eben hatte sie diese bestiegen, als aus dem Walde drüben ein Reiter brach. Die Straße war diesen Morgen wenig begangen. Das junge Mädchen schaute nach dem Fremden aus, wandte sich aber bald ihrer Arbeit wieder zu.

Der Reiter näherte sich, hielt am Garten seinen reich aufgezäumten Schimmel an und fragte: »Ich bin doch recht hier auf dem Wege nach Heimsbach?«

»Gewiß,« antwortete Wilma. Sie hielt eine große, gelbe Birne in den Händen.

Der Fremde erblickte diese und ihr junges Gesicht im Schmuck des reichen, dunklen Haares. »Welch schönes Obst!« rühmte er, und machte nicht Miene, weiter zu reiten.

Sie sah ohne Scheu auf ihn nieder. Wie das Riemenzeug seines Pferdes, so trug sein eigenes Äußere, das knappe graue Beinkleid, das schwarze Samtwams und die Mütze, ein vornehmes Gepräge. Sein bleiches, nicht mehr ganz junges Gesicht, von dessen hoher Stirn dunkles Haar in weichen Strähnen zurücktrat, hatte mit seinen scharf und feingeschnittenen Zügen etwas Fremdartiges,

Eindrucksmächtiges. Wilma stieg eine Leitersprosse tiefer und fand es höflich, ihm die Birne anzubieten: »Wollen Sie kosten?« fragte sie.

Er nahm, dankte und biß in die Frucht. »Köstlich,« sagte er. Dabei drängte er sein Pferd dicht an den Gartenzaun. »Sie wohnen hier recht einsam,« setzte er das Gespräch fort. Sein Blick glitt langsam über die zierlich schlanken Glieder des Mädchens, und in seiner Stimme zitterte etwas von dem Wohlgefallen, das in seinem Herzen war.

»Wir lieben die Einsamkeit,« erwiderte Wilma. Da er einen Blick nach den Stuben drüben gehen ließ, als ob er herausfinden wollte, wer noch unter dem »wir« zu verstehen sei, fügte sie hinzu: »Obwohl wir nur drei Frauen sind.«

»Frauen?« lachte er. Etwas in seinen Augen machte sie erröten.

Er legte eine schlanke Hand, von der er den Handschuh gestreift, auf das Eisengitter. »Wenn jeder, der hier vorüberzieht, wüßte, wieviel Anmut hier wohnt, würde es mit Ihrer Einsamkeit wohl bald vorbei sein.«

Wie seltsam er spricht, dachte Wilma. Es war ihr halb bang, halb fröhlich zu Gemüt.

»Ich wenigstens würde ... wohl oft hier vorüberreiten, wenn ...« setzte er hinzu. Er suchte ihren Blick; aber sie wich ihm aus wie ein gejagtes Vögelein.

»Ich muß weiter,« sagte er. Sie hörte den kleinen Seufzer, der hinter seinen Worten klang. Irgendwie tat er ihr leid.

Als er zum Abschied die Hand durch die Gitterstäbe steckte, legte sie die ihre hinein. Er hielt sie mit festem Druck. »So ist das Leben,« sagte er. »Es treibt die ewig aneinander vorbei, die gerne weilen möchten.«

Wilma hatte es auf der Zunge, zu fragen: »Wer bist du denn, daß du so sprichst?« Aber sie brachte keinen Ton heraus.

Er neigte sich ganz nah zu ihr. »Leben Sie wohl,« sagte er mit verhaltenem, erschüttertem Ton, der ihm tief herauf zu kommen schien.

Wilma war ganz schwindlig und verwirrt, als er jetzt ihre Hand freigab und sein Pferd zu einem jähen Sprunge spornend von ihr fort ritt.

Er drehte sich noch einmal um, in einem seltsamen Schwanken, ob er noch verweilen sollte, in einem Zweifel, ob er wiederkommen würde. Viele hatten schon an seinem Wege gestanden. Er winkte der einen mit der Hand, zärtlich, zögernd. Dann ritt er weiter. Auf der Satteldecke stand der Name Giovanni.

Das junge Mädchen sah ihm nicht nach. Es machte sich an seine Arbeit zurück. Aber seine Gedanken waren nicht dabei. Die Angst um die Kranke im Hause meldete sich dumpf. Daneben hatte sie ein den Herzschlag beengendes

Gefühl, als habe der Fremde ihr ein Leid getan. Und doch bedauerte sie, daß er schon fort war, und war neugierig, wer er war und ob sie ihn je wiedersehen werde.

Noch ganz benommen trat sie nach einer Weile mit ihrem gefüllten Korbe ins Haus zurück.

3.

Frau Anna starb in einer Nacht. Sie richtete sich plötzlich in ihrem Bette auf, an dem die Großmutter saß. »Mutter?« sagte sie. »Ist es denn wirklich wahr?«

Frau Christine wußte, was sie meinte, daß sie fragen wollte, ob wirklich schon der Tod an sie kommen sollte. Sie sah die Schweißperlen auf der elfenbeinweißen Stirn; aber sie antwortete nicht, sondern bettete die Sterbende nur in die Kissen zurück, und war ruhig und gefaßt und stark.

Wilma saß halb angekleidet auf dem Ruhebett, das drüben an der Wand stand. Die Großmutter hatte sie geweckt. Sie fror vor Kälte; aber mehr noch vor Furcht. Und noch immer lastete auf ihr eine seltsame Wirrnis der Gedanken. Der Rest eines Traumes oder einer Erinnerung quälte sie noch: sie sah einen Reiter auf einem edlen Schimmel.

Frau Anna schaute nach der Greisin und dem Kinde. Ihr Wort, daß sie nicht mehr leben wolle, wenn die Mutter gestorben sei, erschien ihr auf einmal wie eine

Sünde. Mit einer gewaltsamen Anstrengung wollte sie Herr werden über das, was sie jetzt unrettbar von dannen riß. Ein fast wilder Wille zum Leben sprang in ihr auf; aber es war zu spät. Schon setzte ihr Herzschlag aus. Dann durchlief ein Zittern ihren Körper. Ein leises Stöhnen entfuhr ihr.

Frau Christine erhob die schlanke, schmerzkundige Rechte. Langsam strich sie über die Lider der Tochter. »Wilma,« sagte sie.

Das kleine Mädchen kam heran. Dann verstand es und warf sich schluchzend am Bette nieder. Es war ihr erster großer Schmerz.

Die alte Frau weinte nicht. Sie ging in die Wohnstube hinüber und nahm die dunkle Vase, die auf dem Tisch stand und mit den leuchtenden Kapuzinerblüten gefüllt war. Die stellte sie neben das Bett. Und nachher berührte sie mit den Fingerspitzen Wilmas Schulter und hob die Fassungslose auf. »Komm,« sagte sie. »Wir müssen uns darein finden.«

Sie führte die Enkelin ins Wohnzimmer hinaus.

»Wir müssen überlegen, was zu tun ist,« sprach sie hier. »Wir haben so sehr für uns gelebt, daß wir nicht mehr wissen, was wir der Welt schuldig sind.«

»Ich will den Pfarrer um Rat bitten,« schlug Wilma vor.

Sie ließen sich auf zwei Stühle nieder und gerieten ganz unbewußt in eine Besprechung der Lage, die durch

den Tod der Mitbewohnerin geschaffen war. Seltsame traumhafte Erinnerungen an den Reiter verwirrten dabei manchmal Wilmas Urteilskraft. Frau Christine jedoch erkannte immer deutlicher, wie beider Zukunft allein auf ihren eigenen schwachen Schultern ruhte, und die sonst so Tapfere und Selbstsichere wurde darob von einer so heftigen Beklemmung befallen, daß ihr Hände und Herz zu zittern begannen.

Der Morgen lugte schon in die Scheiben, grau, mit an den Bergen hängenden Nebeln. Einzelne Tropfen fielen weit verstreut wie schwere Tränen ins Land. »Es geht eben doch nicht ohne die anderen,« sprach die alte Frau. »Was sollte aus dir werden, wenn ...«

»Laß uns nicht grübeln,« antwortete das Mädchen. »Du wirst noch lange bei mir bleiben.«

Die Großmutter schwieg.

Aber es war merkwürdig: Wilmas Seele war zerspalten. Sie konnte nicht recht traurig sein, daß die Großmutter fand, sie seien zu einsam gewesen. Sie fühlte auch den Verlust, den sie heute Nacht erlitten, nicht völlig. Sie hatte ein kleines Verlangen, in den Garten hinab zu blicken, auf der — ein Reiter verritten war.

Die alte Frau sah sie an. Es war, als spürte ihr altes, weises Gemüt jede Regung des jungen anderen. Sie fühlte, wie der junge Flattersinn wanderte.

»Ich dachte, du wärest hier sicher, bis du reif und stark genug geworden,« sprach sie wieder.

»Ich bin es doch,« erwiderte Wilma.

Die Großmutter sagte: »Wer weiß,« Und nach einer Weile: »Die Welt ist schlecht, und du kennst sie nicht.«

Wilmas Blick haftete am Boden. Weshalb das alles? dachte sie fast ein wenig ungeduldig.

»Wenn erst das Begräbnis vorüber ist,« sagte Frau Christine, »will ich ernstliche Schritte tun für deine Versorgung.« Und als sie von dem Begräbnis sprach, kam ihr Leid um die Tote stärker zurück. Sie erhob sich und ging wieder zur Tochter hinüber. Sie fuhr mit der Runzelhand glättend über das weiße Deckbett der Toten, als müßte sie diese um Verzeihung bitten.

In diesem Augenblick durchbrach ein wenig Morgensonne den Nebel und spielte um das Fenster der Wohnstube, an dem ein Vogelbauer hing. Der Vogel begann leise zu singen. Er möchte hinaus, dachte Wilma unwillkürlich, er möchte ... hinaus.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Zwei Tage später war das Begräbnis. Zwei schwarze Pferde standen vor dem Sargwagen. Als Leidtragende fuhren in einer zweiten Kutsche nur der Pfarrer, der Arzt, die Großmutter und Wilma mit. Die Männer nahmen auf dem Rücksitz Platz. Die Großmutter sah in ihrem schwarzen Kleide gebrechlicher aus als gewöhnlich,

auch war ihr stilles, weißes Gesicht sehr blaß. Aber so alt sie schien, so lebensfrisch waren Wilmas Züge. Es war, als ob ein kühler, starker Morgenwind darüber gegangen. Die Wangen waren gerötet, und aus den dunkeln Zöpfen schaute das Gesicht mit solcher Anmut, daß die beiden alten Herren während der langsamen Fahrt zum Friedhof der Toten vergaßen und immer nur die anschauten, die das blühende Leben hatte.

Auf dieser Fahrt sagte die Großmutter plötzlich: »Die Herren des Waisenamtes sind schon dagewesen, Wilmas wegen.«

So jäh fiel diese Bemerkung in ein langes Stillschweigen und lag so weit ab von dem, was sonst wohl in einem Trauerwagen zu sagen schicklich und Gewohnheit ist, daß jedermann inne wurde, es beschäftigte die alte Frau noch etwas viel tiefer als der Schmerz um die verlorene Tochter.

Die beiden Herren wußten auch nicht gleich, was sie erwidern sollten, doch fand der Pfarrer es nötig, mit einiger Salbung zu bemerken, es sei ja ein Glück, daß der Staat um arme Waislein sich so rasch kümmere.

Eine neue Stille folgte. Die Wagen zogen langsam durch die Herbstlandschaft, deren Sterben eine leise Sonne zu verhehlen suchte. Ein starker Geruch faulenden Laubes drang durch das offene Fenster. Der Großmutter legte er sich eigentümlich beengend auf die Brust. Aber

sie spann in sich den Gedanken weiter, dem sie Worte gegeben. Sie vergegenwärtigte sich den Besuch der Ortsbehörden, die mit feierlichen Mienen erklärt hatten, anläßlich des Todesfalls und in Abwesenheit des verschollenen Vaters müßten sie selbst einmal für Wilma zum Rechten sehen. Trotzdem sie sehr höflich gewesen, hatte es Frau Christine kalt angeweht. Die Menschen, mit denen jene sich von Amts wegen zu befassen hatten, waren, so schien ihr, ein wenig wie die Zahlen, die sie in ihren Büchern stehen hatten. Er bedrängte sie, daß Wilma einst ihrer Obhut überlassen bleiben sollte. Sie nahm sich abermals vor, gleich nach der Heimkehr an den Freund im Welschland zu schreiben. Gleichzeitig aber wuchs die Unruhe, die sie nun schon einige Tage besaß. Sie fühlte sich unwohl und wie bedroht. Sie dachte an die Tote und redete gleichsam mit ihr: »Warum hast du uns das angetan, von uns zu gehen, da wir dich so nötig brauchten!« Dann fühlte sie wieder Wilma neben sich und brauchte sie nicht anzusehen, spürte aus wesenlosen Dingen, daß etwas war, was auch ihre Trauer zerstreute, etwas Seltsames, wie ein leiser Wind, der auf einem dunkeln See Kräuselwellen schafft, etwas Unerklärliches, das ihr das Kind, das ihr so nahe gestanden, ferner rückte, immer ... leise ... ferner.

Als die zwei Rappen vor dem Friedhof hielten, der Sarg herabgenommen und zu einer offenen Grube

getragen wurde, stiegen auch die vier Insassen des Begleitwagens aus. Gefolgt von den zwei Herren, schritten die Großmutter und Wilma dem Grabe zu. Die alte Frau hatte einen Arm durch den des Mädchens geschoben. Ihr Herzschlag setzte ein paarmal aus, vielleicht vor Erregung; auch zitterten ihr die Knie, und sie war froh, eine Stütze zu haben.

Aber als am Grabe eben der Pfarrer eine kleine Abdankungsrede beginnen wollte, fühlte Wilma, wie die Großmutter hastig und wie in plötzlichem Schrecken fester ihren Arm umklammerte. Und noch bevor sie sie halten konnte, sank Frau Christine mit einem leisen Seufzer neben ihr zu Boden.

Der Arzt sprang hinzu. Auch der Pfarrer neigte sich über sie. Wilma aber, deren Sinne während der Fahrt wie in einem Nebel gewesen waren, warf sich neben der alten Frau nieder und sah mit wachsendem Entsetzen, daß kein Leben mehr in ihr war.

»Ein Herzschlag,« sagte der Arzt zum Pfarrer.

Man trug die Tote ins Haus des Friedhofgärtners. Wilma folgte willen- und bewußtlos. Die beiden Männer sprachen sanfte, liebevolle Worte zu ihr. Sie nickte zu allem, was sie ihr vorschlugen, und folgte dem Pfarrer nach einer Weile mit derselben Willenlosigkeit zum Wagen, der sie hergebracht hatte, während ihre eine Tote still begraben und die andere im Gärtnerhaus aufgebahrt wurde.

Während der Fahrt weinte Wilma. Sie fühlte, daß ein großes Unglück noch größer geworden war, und sie hatte Heimweh nach den beiden Frauen, die bisher ihr Leben behütet hatten; aber sie gab sich noch kaum Rechenschaft, daß sie keine der beiden daheim mehr antreffen werde.

Der Garten sah müde aus, und die Kapuzinerranken waren dünn und dürr. Die Sonne, die noch ein wenig um die Fenster irrlichterte, hatte keine Kraft mehr. Der Wagen hielt, und der Pfarrer begleitete Wilma in die Wohnstube hinauf. Er versuchte ihr Trost einzusprechen; auch fragte er schon nach der Zukunft: ob die Großmutter etwas für diese bestimmt und dergleichen.

Wilma wußte von nichts. Es hätte doch niemand an so plötzliche Veränderungen gedacht, sagte sie.

Der Pfarrer fand, es sei mit dem armen jungen Ding nicht viel anzufangen, besann sich auf dringende andere Verpflichtungen und versprach, ihr gleich seine Frau zu schicken.

Wilma bedankte sich schön und begleitete ihn bis zur Haustür.

Als sie zurückkam, fiel ihr die tiefe Stille auf, die im Hause herrschte. Aber sie tat ihr nicht weh; es war ja immer still gewesen. Dennoch mußte sie wieder weinen. Wo waren die anderen? dachte sie.

Nach einer Weile trat sie zufällig an eines der Fenster und sah hinaus. Der Garten war übersäet von dürren

Blättern. Das war, weil Frau Anna nicht mehr kehrte, dachte sie. Dann fiel ihr Blick in die Straße hinaus. Der Reiter ... ging es ihr durch den Kopf. Und sie sehnte sich nach einem Menschen. Nach wem, wußte sie nicht.

4.

So unruhig war es im Hause nie zuvor gewesen. Eine Menge mitleidsbeflissener Leute kam, sich der jungen Waise anzunehmen. Die Pfarrerin, eine dürre, kleine, übertrieben schlichte Frau, hatte im Hause selbst Wohnung genommen. Die Waisenbehörde durchsuchte den Sekretär nach Schriftstücken, die etwa noch Angehörige Wilmas nennen könnten.

Die Großmutter lag nun schon draußen im Friedhof neben der Tochter. Morgen wollte der Gemeinderat Sitzung halten und beraten, was mit Wilma geschehen solle.

Heute abend war Vollmond. Von einem Fenster aus sah Wilma ihn am schwarzen Himmel stehen. Über die Tannen eines nahen Waldes ging es wie Sprühen, so scharf brach sich sein Licht auf ihren Spitzen. Wilma war das Reden der kleinen Pfarrerin müde, die ihr immer wiederholte, sie brauche keine Angst zu haben, es sei Vermögen da, auch hundert Vorschläge machte, was sie beginnen könne, und dann wieder von hundert anderen Leuten sprach, die das Unglück noch viel schwerer ge=

troffen habe. Sie war aus diesem Gerede in ihr Schlafzimmer entronnen. Und plötzlich bekam sie Lust, in den mondhellen Garten hinabzugehen. Sie wußte, daß sie allein im Hause nicht bleiben konnte, daß sie irgend etwas beginnen mußte. Sie fing auch an zu erwägen, was das Beste sein werde, ins Pfarrhaus, wie man ihr angeboten, oder noch auf eine Schule oder ins Welschland zu ziehen. Sie hatte zu nichts rechte Lust. Sie fühlte sich nur unendlich verlassen.

Als sie vors Haus kam, raschelte das Laub unter ihrem Fuß. Die Nacht war kühl. Der Mond zündete ihr ins schmale Antlitz und machte, daß es im dunkeln Kranz der Haare noch blasser und feiner erschien. Ferne tönte es einen Augenblick wie Hufschläge.

Der Reiter, dachte Wilma. Und das Herz wurde ihr leise warm. Es war ihr, als stände jener Fremde allein noch ihr nah, seit ... Die beiden Hüterinnen ihrer Tage fehlten ihr wie noch nie. Aber es war nun wieder ganz still. Mein Gott, wie allein sie mich gelassen haben, dachte das Mädchen.

Plötzlich scholl der Tritt eines Pferdehufes ganz nah. Ein Wagen kommt vom Dorfe, dachte Wilma gleichgültig.

Die Landstraße lag aber so hell da wie am Tage. Wie angezogen vom Monde trat das Mädchen unter die Gartentüre. Sie knarrte, als sie sie aufstieß. Und immer

noch und immer näher klang der Tritt der Hufe. Aber kein Wagenrasseln folgte ihm.

Einen Augenblick befiel Wilma etwas wie Angst. Sie schwankte noch, ob sie gehen oder bleiben sollte. Da sah sie ein weißes Pferd. Der Mond spielte auf der Kruppe des Schimmels, das Fell leuchtete ganz.

Unwillkürlich faßten Wilmas Hände nach rückwärts in die Gitterstäbe des Gartentors und schoben es zurück. Aber der Reiter hatte sie schon erreicht.

»Ei, sieh da,« grüßte er sie. »Ich hätte es nicht gedacht,« fügte er hinzu.

»Was?« fragte Wilma unwillkürlich.

»Daß ich Sie noch einmal sehen würde und zu dieser Stunde.«

Von ihrem Leid gedrängt, entgegnete sie: »Seit Sie hier vorbeikamen, ist hier vieles anders geworden.«

Er fragte, was geschehen sei. Und sie erzählte ihm von ihrer Verwaistheit.

Er zog seine Mütze mit einer seltsam feierlichen Bewegung: »Armes Mädchen,« murmelte er. Und plötzlich beugte er sich nieder und legte die Hand auf ihren Scheitel.

»Das Leben würde Sie aber doch hier weggeholt haben,« sagte er.

Wilma fühlte sich von einem seltsamen Drang nach Ferne erfüllt. Sie blickte die mondweiße Straße entlang.

Für den Augenblick haftete ihre Seele nicht an dem leeren Hause, nicht an ihrer Trauer.

»Es war zu einsam hier für Sie,« fuhr er fort.

»Es war friedlich,« antwortete sie.

Und er: »Jugend will nicht Frieden, Jugend will Genuß.«

Wilma schwieg. Sie konnte ihm nicht widersprechen.

»Wo werden Sie hingehen?« fragte er, als sei es ihm erwiesen, daß sie hier nicht bleiben könne.

»Ich weiß nicht. Ich weiß nichts von der Zukunft.«

Auf einmal streckte er seine Arme nach ihr aus und zog sie ein wenig an sich. Sie wußte nicht, wie sie es geschehen ließ, wie sie selbst die Arme ihm entgegenhob.

»Ich bin morgen noch in der Stadt,« flüsterte er und nannte ihr ein Gasthaus.

Und ließ sie zu Boden gleiten.

»Das Leben ist mächtig,« sagte er; »es spült in die einsamsten Winkel und holt uns heraus, die wir meinen, ihm zu entrinnen.«

Noch einmal strich er mit der Hand flüchtig über ihr Haar. Dann gab er dem Pferd die Sporen, daß es stieg und davonstob. Im Mondlicht schimmerten die Buchstaben des Namens Giovanni an der Satteldecke merkwürdig scharf und deutlich.

Wilma lehnte am Gartentor. Es öffnete sich rückwärts. Wie betäubt und geblendet durchschritt sie den Garten und trat ins Haus zurück.

Die kleine Pfarrerin überfiel sie mit liebevollen Vorwürfen; was sie nur denke, so in der kühlen Nacht zu stehen. Sie solle sich von ihrem Schmerz nicht zu sehr bedrängen lassen.

Schmerz? dachte Wilma. Und sie schalt sich selbst, daß sie ihres Schmerzes vergessen. Sie lief in ihr Schlafzimmer, entlief der redseligen Trösterin. Schmerz? dachte sie. Es war wohl ein dumpfes Heimweh nach den zwei gütigen Gefährtinnen und einer vergangenen Zeit in ihr, allein es leuchtete etwas Neues in sie hinein, wie der Mond, der geisterhaft auch in die Schlafkammer drang. Schon vermochte sie sich nicht mehr zu verdeutlichen, wie es früher gewesen war. Was sollte werden? überlegte sie. Die Waisenbehörde würde kommen und der Pfarrer und der Arzt und andere. Alle würden Räte bei der Hand haben und sie mit ihren mehr oder weniger guten Meinungen peinigen und verwirren. Und dann ... die Hand des Reiters brannte auf ihrem Scheitel. Wie seltsam war alles! Sie wußte nichts von ihm, nicht einmal, ob der Name, der an seiner Satteldecke geleuchtet hatte, der seine gewesen. Aber, wo er war, wußte sie. Und sie sah seine Augen, sein Gesicht, spürte die Berührung seiner Hand. Und was zu ihm in Beziehung

stand, riß alle anderen Erwägungen wie Kartenhäuser zusammen.

Plötzlich öffnete sie die Schublade einer Kommode und riß Kleidungsstücke heraus. Auch dachte sie an eine Reisetasche, die auf dem Estrich stand. Und nach einer Weile: Am frühen, noch dunkeln Morgen ging ein Zug. Sie wußte das, weil sie immer sein Rollen gehört hatte ...

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Am anderen Tage herrschte große Erregung im Hause, wo die Kapuzinerranken gilbten. Die Hüterin konnte Wilma nicht finden. Sie lief zu ihrem Mann. Es versammelten sich alle, auch der Doktor und Leute vom Waisenamt, in den leeren Wohnräumen.

»Am Ende hat sie sich ein Leid angetan,« riet die romantische Pfarrerin.

»Man wird nachforschen,« sagte streng und entschlossen ein Amtsmann.

Sie begannen die Suche im nahen Dorfweiher. Aber beim Tode fanden sie sie nicht. Und als sie sie beim Leben zu suchen begannen, war ihre Spur schon verwischt, die Welle schon wieder glatt, die die kleine Wilma hinweggespült.

Der Besuch

I.

Sie waren vier Freunde, in den Jahren, in denen man gerne noch einmal das Leben und des Lebens Erlebnis von vorn begänne, und sie sprachen von den Eroberungen, die sie zu ihrer Zeit gemacht. Der Professor Kurt Findeisen erzählte:

In meiner Knabenzeit war ich zuweilen mit meiner Schwester bei entfernten Verwandten in den Ferien gewesen, die ein am Vierländersee gelegenes Bauerngut besaßen. Das war ein Ereignis gewesen, das mir im Sinn geblieben. Die Erinnerung hatte die Jahre überdauert, die zwischen dem letzten Besuch des Knaben und einer geplanten Wiederbegegnung des inzwischen zum Jüngling erwachsenen mit jenen Gastfreunden lag. Meine Eltern beschlossen nämlich, daß Kornelia, meine Schwester, und ich dem Vetter Amrein wieder einmal einen Besuch machen müßten, als wir gleichzeitig von längeren, unserer Ausbildung gewidmeten Auslandsaufenthalten zurückkehrten. Die Lebensmittel waren damals in den Städten knapp und teuer. Man besann sich mit Vorliebe auf alle Beziehungen zur Landwirtschaft, und so legten auch Vater und Mutter besonderen Wert darauf, daß wir den Amreins, von denen man Gemüse und Obst bezog und bekam, und die sich wiederholt gewundert hatten, warum ihnen niemand mehr aus dem Hause Findeisen die Ehre gebe, wieder einmal ein paar Tage widmeten. Wir waren

nicht gewohnt, unseren alten Herrschaften zu widersprechen, und blickten einander, als wir nach Eröffnung unserer Besuchspflicht allein waren, unwillkürlich fragend an. Jedes wollte gerne vom anderen hören, was es zu der in Aussicht stehenden Reise sage. Kornelia war ein schlankes und schönes Mädchen, mit schwarzem, neumodig zurecht gemachtem Haar und etwas hochmütigen Manieren. Sie hatte sich diese in einem Pariser Institut, wo man in Handschuhen zu Bett ging und nicht sagen durfte, daß man zu Hause keinen Kraftwagen hatte, geholt. Sie erklärte, sie wäre jetzt gerade so gern einmal daheim geblieben und hätte mit der jungen Städterfreundschaft Tennis gespielt und das Leben genossen. Ich aber erinnerte sie daran, welch fröhliche Zeit wir einst zu Posthumen verbracht hätten. Ich meinte, es würde vielleicht auch diesmal ein Vergnügen, sicher ein Spaß werden und wir könnten ja auch wieder Reißaus nehmen, falls uns die Geschichte nicht passen möchte. Kornelia schnupperte mit der feinen, geraden Nase und sagte, sie wittere noch immer den Duft, der in allen Stuben, Kleidern und Reden der Amreins gelegen habe. Das weckte auch in mir plötzlich Erinnerungen daran, daß es in Posthumen Schattenseiten gegeben. Aber ich wog die Vorteile abermals dagegen und redete der Schwester und mir selber zu, es sei eben um den Besuch nicht herum zu kommen und man müsse ohne Vorurteil daran gehen.

Bald nachher traten wir die Reise an.

Posthumen besaß keine Dampfschiff- noch Eisenbahnstation. Darum holten uns die Amreinvettern von der nächsten Ortschaft auf dem jenseitigen Seeufer im Ruderboot ab. Der eine Vetter war zwar eine Base. Und sie hieß Kandida; während ihr blonder Bruder den einfachen Namen Gottfried trug.

Wir, Kornelia und ich, standen wartend an der Lände, als die beiden angerudert kamen. Ich bemerkte, daß auch sie keine Kinder mehr waren. Gottfried, gut gewachsen, mit noch bartlosem Gesicht, stand im Sonntagsgerust am Stehruder, während die Schwester, mir den Rücken zugewandt, sitzend ihre Riemen zog. — Bald legten sie an. Über Gottfrieds Gesicht, das hübscher und weicher war als das manches Mädchens, flog eine Röte und schlug bis unter das helle schöne Blondhaar, als er auf uns zutrat. Es schien mir in diesem Augenblick, daß die Freude über die Wiederbegegnung auch bei den Amreinkindern keine reine sei und daß sie in sich selbst ähnliche Widerstände wie Kornelia und ich trügen.

»Tag,« sagte aber Gottfried mit der Knappheit, der sich der Bauer dazuland befleißt, und reichte mir die breite Hand. Er hätte vielleicht auftragsgemäß hinzufügen sollen, daß er sich über unser Kommen freue; allein er brachte nichts Derartiges heraus. Noch mehr

verunglückte seine Begrüßung bei Kornelia; denn diese schien anfänglich nicht die Absicht gehabt zu haben, ihm die Hand zu reichen, und als er nun die seine hinbot, kam sie mit ihren langen, schmalen Fingern so zögernd ihm entgegen, daß er nur noch die Spitzen erwischte und seine Pratze mit einer Gebärde zurückzog, als habe er in Dornen gegriffen. Er maß aber das Mädchen von Kopf bis zu Fuß, nicht verlegen, mehr verwundert und ein wenig betäubt.

Inzwischen war auch Kandida herangekommen, die noch mit der Befestigung des Bootes zu tun gehabt. Sie war zwei Jahre jünger als der Bruder, ihm aber an Lebensart überlegen und schien mir überhaupt ein gewichstes Frauenzimmer. Ich hatte sie als ein schmächtiges, eckiges, unschönes und unfreundliches kleines Mädchen in Erinnerung, das wir Buben häufig geneckt und mit dem auch Kornelia, die sich immer eher uns gesellt, nichts anzufangen gewußt hatte. Nun stand sie vor mir, nicht gerade ein Soldat, sondern eher nachlässig von Haltung, breithüftig, den hübsch geformten Kopf mit schwarzem Kraushaar bedeckt. Das Gesicht zeigte Sommersprossen, hatte aber feine, wohlgeschnittene Züge und eine schöne, weiße Haut. Sie richtete ein paar große, kühle Augen auf mich und überflügelte des Bruders Wortkargheit, indem sie dem kurzen Gruß die Frage hinzufügte, ob wir gut gereist seien.

Ich bejahte, und es lief mir ein wohliges Gefühl durch den Körper; ich konnte in diesem Augenblick nicht bedauern, den Besuch unternommen zu haben, wußte aber nicht, weshalb.

Während das Mädchen auch Kornelia begrüßte und beide sich maßen, als erwartete keine von der anderen irgend etwas Wichtiges, sprang Gottfried Amrein wieder ins Boot. Was werden und daß man gleich abfahren sollte, das wurde zwar nicht in Worten erörtert, aber man sah, daß es die allgemeine Ansicht war, und so stiegen denn auch wir Geschwister in das plumpe, breitbauchige Fahrzeug.

»Willst etwa rudern?« fragte Kandida mich.

Ich wunderte mich über zwei Dinge. Sie schien sich offenbar zu erinnern, daß ich als Knabe besonders gern das Ruder geführt, und scheu schien sie auch nicht; denn sie duzte mich, als hätten wir uns erst gestern gesehen, was freilich mit unserer Vetterschaft erklärlich war.

»Rudern Sie nur,« sagte Kornelia, die wohl kein Zutrauen zu meiner Kunst hatte, kühl und jagte mit ihrem Fremdtun unsere Gastgeber aus der mühsam gefundenen Vertraulichkeit wieder in die befangene Stimmung zurück, die zu Anfang geherrscht.

»Sag doch du,« fuhr ich sie mit mir selbst nicht recht bewußtem Ärger an, setzte mich an Kandidas Platz und ergriff die Ruder.

Die Base ließ sich neben meiner Schwester auf dem breiten Rücksitz nieder. Sie tat dabei nicht zimperlich, sondern beanspruchte schweigend den Platz, der ihr zukam und der bei ihrer kräftigen Gestalt die größere Hälfte der Bank vorstellte. Die feine Kornelia mußte sich schlank machen und schnitt ein übelnehmerisches Gesicht.

Die Fahrt begann. Die Geschwister wechselten dann und wann ein Wort über eine Alpe, die vom Boot aus sichtbar war und wo sich unter Aufsicht eines älteren Bruders das Vieh der Amreins über Sommer befand. Sie schienen vertraut und vergnügt miteinander und um so mehr zueinander hingezogen, als wir für sie eine fremde Welt vorstellten. Kornelia saß in Schweigen gehüllt auf ihrem Platz. Ihr Blick ging nach den wundervollen Ufern des Sees, nach den Bergen und den Wolken am Himmel, aber ich glaubte zu bemerken, daß sie vor lauter Verdruß über den ihr unsympathischen Ausflug zu keinem Genuß der herrlichen Natur kam. Mir selbst ging es sonderbar. Ich hätte gerne eine Unterhaltung in Gang gebracht; denn ich empfand für die Amreins teils aus den Gefühlen der Kinderjahre, teils aus neuen Eindrücken heraus eine durchaus freundliche Neigung. Aber einmal nahm mich die Landschaft gefangen, daß ich staunen und mich mit weitem Herzen freuen mußte, und dann schlug mich diese Kandida mit ihrer unbekümmerten

und entschlossenen Art gleichsam auf den Mund. Mein Blick kehrte immer wieder zu ihr zurück. Ich hatte noch nie so klare, ehrliche Augen gesehen. Aus der Bewunderung dieses Vorzugs stürzte ich freilich heraus, wenn ich auf die starken, von Arbeitsrillen durchzogenen Hände des Mädchens schaute oder wenn der Wind mir den Duft zuwehte, den, wie Kornelia zurecht sich erinnert, die Bauersleute dazuland an Leib und Kleidern tragen. Ein paarmal sprach ich Kandida an, fragte, wie es Vater und Mutter gehe, ob der Hund Phylax noch im Hause sei und dergleichen.

Sie gab ruhige Antwort; aber ihre Augen schienen zu sagen, ich möchte mich nicht bemühen, ein Interesse zu heucheln, das ich doch nicht empfinde.

Nach einer Fahrt von einer schwachen Stunde fuhren wir in Posthumen in das Bootshaus der Amreins ein. Es war alt und verwittert. Über eine herrliche, saftgrüne Wiesenhalde herunter schaute der in seiner Farbe ihm ähnliche Holzbau des Bauernhofs.

Wir stiegen aus.

»Gottlob,« sagte Kornelia neben mir, während die Geschwister noch beschäftigt waren, die Ruder einzulegen und das Boot zu befestigen. »Dieses Parfüm!« fügte sie mit fast komischem Entsetzen hinzu und stäubte mit zwei Fingern ihren Ärmel ab, als habe die Berührung der Kandida ihr Kleid bestaubt.

Oben am Hause wurde das Elternpaar sichtbar, noch immer die stattlichen, wohlwollenden Leute, als die ich sie kannte. Auch sie hatten sich sonntäglich angezogen, um den Stadtbesuch zu empfangen, und da unser Dünkel angesichts einer schlichten Würde, die sie nun bei aller eifrigen Freundlichkeit hatten, sich etwas verflüchtigte, so fiel die Begrüßung sehr herzlich aus.

Man trat ins Haus, wobei selbst Kornelia ein Lächeln zuwege brachte. Sie tat, offenbar im Herzen leise erwärmt, einen Blick in die Runde und erklärte aufatmend, das Haus stehe doch an einem wunderbaren Platz. Das war bestimmt der Fall. Wald verbrämte die leuchtende Wiese, über die wir heraufgestiegen waren. Zu Füßen lag uns der blaue See. Über die grünen Hügel rings schauten dunkle, felsige, wartenähnliche Vorberge und über diese ragten in weißen Kuppen und leuchtenden Spitzlein alle die ehrwürdigen und dem Schweizer heiligen Alpengipfel empor.

Man geleitete uns in die niedere, saubere Wohnstube. Auf dem weiß gescheuerten Rundtisch, der in der Nähe der langen Reihe der Fenster stand, wartete unser ein Frühstück, wie es einst des Knaben Ergötzen gewesen und noch jetzt mir mit dem in weißer, glatter Glasflasche goldig leuchtenden Most, den frischen, dicken, den spinnwebdünnen Schnitzeln der Stadtwurster so unähnlichen Schinkenschnitten und dem rauhen, aber schmackhaften

Brot angenehm in die Augen stach. Man setzte sich, stieß auf neue gute Freundschaft an und aß, als wüßte man nicht, daß es wenige Stunden nachher noch ein ausgiebiges Nachtmahl absetzen werde. Jakob Amrein, der Vater, ein Mann wie ein Berg, breitschulterig, mit einem roten Gesicht und starkem blonden Schnurrbart, fragte nach unseren Eltern, nach der Stadt, unseren Studien und warum wir nie mehr hätten von uns hören lassen. Die ernste, hagere Mutter schwieg dazu und sorgte nur, daß unsere Teller und Gläser nicht leer wurden.

Ich war in behaglicher Stimmung, wie der Mensch es ist, wenn es seinem Magen wohl ergeht. Aber ich bemerkte, daß Kornelia nur kleine Bissen zu sich nahm, und fand die von einer leisen Trauer durchklungene Bemerkung der Mutter Amrein, daß es ihr halt nicht zu schmecken scheine, wohl begreiflich. Die Geschwister schauten gleichzeitig meine steife Schwester an, und es schien mir mehr Zorn als Staunen in ihren Mienen zu liegen. Da glitt auch ich wieder aus meiner Zufriedenheit heraus, spürte den seltsamen Stubengeruch, der die Städternase beleidigte, vermißte es, daß ich keine Serviette bekommen, meinen Mund abzuwischen, und dachte, daß der Tisch ohne Tuch eigentlich recht nackt aussehe. Ein Blick auf Kandida gab mir für einen Augenblick die gute Stimmung zurück. Aber auf einmal gewahrte ich, daß sie die Bissen mit dem Messer in den Mund schob und

dabei die vollen Arme breit auf den Tisch aufgestemmt hielt. Ich ärgerte mich. Ich wäre am liebsten wieder davongelaufen. —

2.

Das waren nun merkwürdige Tage. Wäre es nicht unhöflich und ganz gegen den Willen unserer Eltern gewesen, so würden Kornelia und ich wohl sogleich wieder abgereist sein. Insbesondere die Schwester erklärte schon am ersten Morgen, sie habe in der Nacht kein Auge zugetan, da in ihrer niederen Schlafkammer eine entsetzliche Stickluft und eine wahre Landesgemeinde von Fliegen gewesen, und sie werde es keinen zweiten Tag aushalten. Auch ich hatte wenig geschlafen. Ich teilte die Kammer mit Gottfried, und er hatte geschnarcht wie ein Tiger, der an Asthma leidet. Auch bei uns hatten die Fliegen nicht gefehlt, und mein Bett mit der riesigen rotweißgestrichelten Federdecke war ein Glutofen und rauh wie ein Reibeisen. Aber es half uns nichts, wir mußten unsere Prüfezeit aushalten; die Sitte wollte es. Auch fühlten wir wohl, wie gut im Grunde die Amreins es mit uns meinten.

Kornelia lief an jenem Morgen mit einem Buche in den Wald hinaus, während ich, doch noch immer von traulichen Erinnerungen an meine Knabenzeit bewegt, mich in Haus und Garten umsah, mit Vater Amrein

einen Morgenschwatz hielt und mir von der Mutter erzählen ließ, wie der Töni, der ältere Sohn, im Herbst beinahe an der Grippe gestorben wäre.

Als ich gegen Mittag aus dem Garten mit seiner bunten Blumenfreude ums Haus bog, stieß ich auf Kandida, die beschäftigt war, auf einer ans Haus grenzenden und kurzgeschorenen Wiese Wäsche aufzuhängen. Sie erwiderte meinen Morgengruß knapp und ohne sich umzusehen. Ich aber wurde von dem Blinken ihrer nackten vollen Arme, die sich ans Seil hinauf streckten, festgehalten; sie waren in Farbe und Form so wohlgeraten, daß ich nicht umhin konnte, meine Augen daran zu weiden. »Schönes Wetter zum Wäschetrocknen,« meinte ich zur Einführung.

Sie lachte, und ich sah, daß sie weiße, schöne Zähne hatte, überhaupt an Frische und Sauberkeit ihresgleichen suchte. »Nimm dich in acht, daß es dir nicht auf deinen Bratenrock tropft,« warnte sie.

Ich bemerkte, daß ich unter einem klatschnassen Taschentuch stand, von dem es sanft auf mich herniederrieselte. Ich trug meinen feierlichen Gehrock, war überhaupt ein sein Äußeres an die Wissenschaft, deren er sich befliß, anpassender und recht zeremoniöser junger Mensch, eher linkisch von Gebaren, in den Büchern mehr bewandert als in der Natur und allen körperlichen Betätigungen fremd. Ich wich mit erschrockener Eile beiseite und wurde

mir erst nachher bewußt, daß ich mich als rechter Philister gezeigt.

»Das ist eben kein Gewand für das Bauernland,« sagte Kandida und in ihren klaren und ehrlichen Augen saß alles eher als Respekt.

Ich faßte mich aber und erwiderte, es sei nun einmal so in der Welt, der eine gehe in Holzschuhen, der andere in Glanzlederstiefelchen.

»Und manchmal hätte es der andere gern wie der eine,« gab sie zurück.

Darüber mußte ich lachen und sagte, ich könne nicht behaupten, daß ich Sehnsucht danach hätte, eine Mistgabel zu führen.

»Aber ich vielleicht eine Feder,« erwiderte sie in einem Tone, der mich im Zweifel ließ, ob sie noch immer scherze oder etwas dergleichen wirklich empfinde.

Erst im Laufe der nächsten Tage erfuhr ich aus den Gesprächen ihrer Eltern und ihres Bruders, daß sie gerne Bücher las und Briefe schrieb und in der Schule so tüchtig gewesen, daß der Lehrer gemeint hatte, es sei schade, wenn man aus ihr nicht eine Lehrerin mache. Im Augenblick machten mir ihre körperlichen Vorzüge weit größeren Eindruck als ihre geistigen; denn es war merkwürdig, wie ihre sonst eher plumpe Gestalt, wenn sie sich so nach dem Waschkorb bückte und hinauf zum Seil streckte, eine anmutvolle Schmiegsamkeit bekam und wie jede Bewe-

gung etwas Freies, Kräftiges hatte, das auch auf die seelische Art des Mädchens einen günstigen Schluß gestattete. Kandida wurde mir an diesem Morgen entschieden zu einem der Dinge, die zu den Vorzügen von Posthumen zählten.

Schon am Mittagessen, als ich neben ihr saß, stach mir der muffige Duft ihrer Kleider weniger in die Nase. Ich bemerkte übrigens, daß auch Kornelia sich aus ihrer üblen Laune in eine gewisse fatalistische Heiterkeit rettete und nicht ohne befriedigte Eitelkeit und heimliche Erlustigung mit ansah, wie der blonde Gottfried immer wieder mit verstohlenen Seitenblicken und unverhohlener Bewunderung jetzt ihre schmale, schöne Hand, jetzt ihre zarte, weiße Wange und klare, kluge Stirn betrachtete. Sie fing an, sich mit ihm zu vertragen und fand Gefallen daran, sich mit ihm, der nicht mundfaul war, zu necken.

In den nächsten Stunden schon verteilte sich unsere Kameradschaft und wurde meine Schwester zur Gesellin des Bauernsohnes, während ich mich mit wachsender Befriedigung an Kandida hielt.

Es entging mir, wie der Verkehr der beiden anderen sich weiter entwickelte. Offenbar blieb er jedoch im Rahmen einer von Seite Kornelias mit Herablassung betriebenen Scherzlust, die meine Schwester nicht hinderte, mir jeden Tag vorzurechnen, mehr als bis zum Ende der

Woche könne man uns ein Ausharren in diesem Bauern-paradiese nicht zumuten.

Mit Kandida kam ich schon am zweiten Abend zum Hexenturm hinauf. Das war ein starkes und wohl erhaltenes, auf einem waldumkrausten Hügel sich erhebendes Turmgemäuer, dicht von Wildrebe umsponnen, mit einer ausgetretenen Treppe, die zu einer kleinen Pforte mit rostigen Beschlägen emporführte. Hier sollten in der Zeit der dazuland häufigen Hexenprozesse im Mittelalter des öfteren arme Weiber und Mädchen gefangen gesessen und ihrem Richttag entgegengewartet haben. Der Turm hatte mir von meinen Knabenbesuchen her in grausliger Erinnerung gestanden, und als ich die Absicht äußerte, ihn zu besuchen, hatte sich Kandida mit der gelassenen Selbstverständlichkeit, mit welcher sie alles begann und tat, mir angeschlossen. Es war ein schwüler Abend. Hinter den Bergen rührten sich Gewitter und murrten herüber. Auch sah man durch fernes Gewölk zuweilen ein Zucken fliegen, ohne daß man annoch den scharfen Strahl des Blitzes zu unterscheiden vermocht hätte. Über uns war der Himmel noch klar und von jener tiefen Sattheit des Blaus, die häufig schwerer Überwölkung vorausgeht. Der Wind ruhte. Aber die Mücken waren wie toll und ich fand mich alle Augenblicke gestochen, während Kandida in merkwürdiger Immunität sie nicht zu bemerken schien, und auch trotz der Schwüle

ihr kühles, weißes Antlitz behielt. Am Turme angelangt, ließen wir uns auf der Treppe nieder, die nicht breit war. Kandida saß zwei Stufen höher als ich, und ich lehnte, während ich zu ihr hinaufschaute, mit dem Rücken an den Eisenstäben des alten Geländers. Hier war Schatten. Wirres und wildes Busch- und Dornwerk wucherte ringsum, und dunkel, von den Stürmen der Jahrhunderte zernagt, aber trotzig ragte die Turmmauer neben uns auf. Ich sagte, daß es mich immer seltsam bewege, wenn ich daran denke, daß Menschen wie wir einst über diese Treppe gegangen und in den Gewölben geschmachtet, und meine Genossin erwiderte, auch sie könne hier immer nur mit einer fast zornigen Wehmut weilen, denn sie habe von einem Verwandten ihres Vaters, der Archivar und Hüter der alten Staatsakten sei, die Geschichte besonders einer armen und schönen Jungfrau gehört, die hier unschuldig vom Leben zum Tode gebracht worden, weil man sie teuflischer Künste beschuldigt. Hier kam das Gespräch auf das Studium der alten Urkunden, auf Studium und Wissenschaft überhaupt. Kandida sah mich an, ohne daß der Ausdruck leiser Geringschätzung oder unterdrückten Spottes, der sonst gerne, wenn sie mit mir sprach, in ihrem Gesicht erschien, sich zeigte. Sie sagte dabei nachdenklich: »Es ist freilich schön, vieles zu lernen und zu wissen; und man muß Achtung haben vor einem wie du, dem man die Arbeit mancher Nächte noch an der

Stirn ansieht. Aber es soll« — und hier meinte ich einen kleinen Seufzer zu hören — »jedes bei seinem Leisten bleiben.«

»Das weiß ich nun nicht,« entgegnete ich; »es könnte doch nicht schaden, wenn ich euch Freiluftmenschen manches abguckte, etwa, wie man eine Sense schwingt oder ein Beil handhabt, und dabei dem Körper auch sein Recht gäbe, ebenso wie es nicht von Übel sein könnte, wenn ihr—«

»Wir etwa euere Manieren uns aneigneten!« unterbrach sie mich laut und sicher.

Ich mußte darüber staunen; denn ich hatte ihr davon sprechen wollen, daß auch der Bauer aus Büchern Belehrung schöpfen möge, und war überrascht, daß sie so sicher fühlte, was uns an ihr und den Ihren mißfiel.

Sie aber fuhr fort: »Glaubst du, ich merkte nicht, wie es euch manchmal Überwindung kostet, euch in unsere Einfachheit zu fügen. Ich weiß, daß Kornelia sich in ihrer Schlafkammer wie in einem Marterkasten vorkommt, und Gottfried hat mir wohl erzählt, wie du dich manchmal aus dem Fenster legst, weil es dir zuwider ist, mit ihm die gleiche Luft zu atmen.«

Ich wollte widersprechen; aber ihrer ruhigen, von jedem Verdruß fernabliegenden Offenheit gegenüber fand ich das rechte Wort nicht.

Dann wurde ihr Gesicht noch ernster, und sie fuhr fort: »Man könnte bei euch ja vieles lernen und man sollte

es auch. Ich weiß, daß manches Wort eueren Ohren übel klingt, das hier landläufig ist, daß es für ungebildet gilt, wenn man die Ellbogen auf den Tisch stützt oder den Duft unserer Arbeit, den Ruch von Erde und Dung, die wir bauen, in Haus und Kleidern trägt. Aber ich meinerseits will das nicht anders. Ich will sein, was ich bin, und nichts anderes scheinen. Zu meinem Bodengrund gehöre ich, und er hält mich fest, als seien meine Füße auf ihm angewachsen, obgleich« — sie machte eine kleine Pause — »ich wohl einsehe, daß ihr in vielen Dingen uns voran seid.«

Während sie so sprach, stieg mein Erstaunen immer mehr. Ich begann zu erraten, daß, wie ich mich zu ihr manchmal eigentümlich hingezogen fühlte, sie auch von mir nicht eben übel denken mußte, da sie sich so viel Mühe nahm, unsere gegenseitigen Beziehungen vor mir und sich selbst zu erklären. Das Herz wurde mir warm. Ein Verlangen nach ihrer Kameradschaft, ein Drang, ihre Hand zu nehmen, erfüllte mich, und als ich nun wieder ihren Augen begegnete, erzitterte etwas in mir, wie es mir noch in keines Weibes Gesellschaft ergangen. Ich legte meine Hand wirklich auf die ihre. »Man kann doch trotz vieler Gegensätze lernen einander zu verstehen,« sagte ich ein wenig obenhin, im Innern Dinge tragend, die dieses Wort nicht wiedergab.

Dann blieb es eine Weile still zwischen uns. Wer weiß, ob nicht schon in dieser Stunde mein Herz eine Wunde

erlitten hätte, wenn nicht plötzlich mein Blick auf einen groben, roten Unterrock und einen weißen Strumpf, der in einem derben Schuh steckte, gefallen wäre. Kandida hatte in etwas lässiger Stellung das eine Bein von sich geschoben. Und so sind wir Stadtmenschen und Bildungsprotzen nun einmal — mein an feine Wäsche, dunkle Seidenstrümpfe und dergleichen gewohnter Geschmack gab mir gleichsam einen Rippenstoß und hieß mich in jäher Ernüchterung von meinem Sitz mich erheben.

Wir schlenderten noch eine Weile in der Umgebung des Turmes herum, ohne wieder den Faden eines tieferen Gesprächs zu finden. Aber es blieb doch von dieser Stunde an etwas in mir, was mir mächtig zu schaffen und die Tage in Posthumen kurz zu machen begann. Ich dachte nicht mehr daran, den Aufenthalt vorzeitig abzubrechen und hielt meinen Entschluß zu bleiben auch Kornelia gegenüber aufrecht, die mehrmals zur Heimreise drängte. Ich fühlte aber auch, daß Kandida mir gegenüber herzlicher war, mich etwas höher als zu Anfang einzuschätzen schien und weniger Anlaß nahm, mit dem Bruder Blicke zu tauschen, die ihr Mißfallen oder ihren Spott über die Städter verrieten. Vielleicht spornte das mich an, mich ihr erst recht in gutem Licht zu zeigen, und als ich von Hause Nachricht bekam, daß mein erstes Buch, das ich einem Verleger vorgelegt, von diesem angenommen war, verfehlte ich nicht, meiner Kameradin davon Mitteilung

zu machen und ihr von meinen Zukunftshoffnungen zu schwärmen, was mir bei ihr abermals einen Stein ins Brett setzte.

Kornelia fügte sich indessen mit, mir an der sonst sehr eigenwilligen Schwester verwunderlichem Gleichmut in die Tatsache unseres Verweilens. Zuweilen machte sie, indem sie ihre schmalen Lippen kräuselte, eine anzügliche Bemerkung, wie, ich scheine mich ja auf einmal mächtig für Landwirtschaft zu interessieren oder, ihre Freundinnen daheim würden sich wundern, wenn sie ihnen erzähle, mit wem sie sich in meine Verehrung teilen müßten. Dabei fuhr sie aber selbst recht beflissen fort, dem armen Gottfried mit Augen machen und anderen Jungweiberkünsten so den Kopf zu verdrehen, daß der unbeholfene Mensch nicht wußte, ob man sich über ihn erlustige oder ob er seine Augen wirklich zu der feinen Schönheit des Stadtmädchens erheben dürfe, und dabei in eine Linkischheit und Maulfaulheit verfiel, über die Kornelia mir gegenüber wiederum ihren Spott hatte.

So gingen vierzehn Tage dahin. Mehr war für unseren Aufenthalt nicht in Aussicht genommen. Man sprach von unserer baldigen Wiederabreise. Die wackeren alten Amreins, ein Ehepaar, wie es schaffiger, frohgemuter und freundlicheren Wesens kaum zu finden war, machten Einreden und stellten die üblichen Fragen, ob es uns denn wirklich zu gering bei ihnen und ob uns etwa die

Kost nicht recht sei. Auf unsere Versicherungen, daß wir gerne länger blieben, wenn wir zu Hause nicht benötigt würden, wurde die Mitte der dritten Woche als Abreisefrist vereinbart, aber bestimmt, daß wir nicht im Lande gewesen sein dürften, ohne das Rütli, die Freiheitswiege am See, wieder besucht zu haben. Wir waren dessen gerne zufrieden und an diesem Abend gestand sogar Kornelia mir zu, daß man vor diesen vier Bauern, die mit dem Tage auf waren, aus allen Kräften ihrer zähen Körper arbeiteten und aus dem Umgang mit der Natur gleichsam ihren frohen und freien Sinn schöpften, eine mächtige Achtung haben müsse.

3.

Nach zwei Schönwetterwochen drehte am Montag der Wind nach Westen, zogen Wolken auf und verdüsterte sich gegen Abend der Himmel. Eine schwere Schwüle sank auf uns herab. Die Schwalben, deren viele unterm Hausdach und in der Nähe nisteten, zuckten wie unablässige kleine, schwarze Blitze erschreckt durch die Luft. Der wetterkundige Vater Amrein meinte aber, das Ungewitter verziehe sich wieder, und die Rütlifahrt wurde für den nächsten Morgen festgesetzt. Wir saßen an diesem Abend noch lange vor dem Hause; denn in der Stube war es vor Hitze und Dunst selbst den Hauseigentümern unleidlich geworden. Kandida und ihre Mutter

schnitten Bohnen, die sie einem Riesenkorb entnahmen. Ich sah ihnen zu, während der Vater rauchend seine Zeitung las und Kornelia mit Gottfried in der nahen Wiese sitzend ein Kartenspiel machte, das sie ihn nur gelehrt zu haben schien, um sich an seiner Ungeschicklichkeit zu vergnügen. Mir erfüllte eine seltsame Unruhe das Herz. So sehr ich vorher in der Stube Stickluft und Fliegen verwünscht und zum hundertsten Male mich von dem wenig wählerischen und empfindsamen Gleichmut der Bauern abgewandt, so tat es mir, während ich Kandida betrachtete, doch eigentümlich leid, an den Abschied zu denken. Sie handhabte ihr Messer mit demselben Geschick und derselben kühlen Gelassenheit, mit dem sie Spaten oder Hacke bei härterer Arbeit schwang. Und immer wieder mußte ich ihr helles Gesicht, ihre vollen weißen Arme ansehen.

»Jetzt geht es also dann wieder heim ins heilige Stadtleben,« bemerkte die sonst stille Mutter mit freundlichem Lachen.

»Zu Menschen zurück,« verbesserte Kandida und richtete ihre grauen Augen ein wenig herausfordernd auf mich.

Ich fühlte wohl, wie sie meine städtische Hochnäsigkeit verspottete; aber ich war nicht zum Streiten aufgelegt. »Für mich geht es an die Arbeit,« erwiderte ich still und ernsthaft; denn in der Tat war die einzige Freude, die ich beim Gedanken an Heimkehr empfand, diejenige

auf mein neues und erstes Amt, das mich zu Hause erwartete.

Meine Worte schienen Kandida merkwürdig zu treffen; denn sie biß sich auf die Lippen, und ich bemerkte wohl, wie nachher ihr Blick zweimal unsicher und verstohlen mein Gesicht suchte.

»In deinem Alter schon Professor, das will etwas heißen,« sagte Mutter Amrein.

Ich zuckte die Schulter.

Sie aber beharrte auf ihrem Lob und machte ein Wesen aus meinem Fleiß, meiner Klugheit und der guten Meinung, die, wie sie wisse, meine Eltern von mir hätten.

Hier begegnete ich wieder Kandidas Augen. Sie schienen mir merkwürdig dunkel, und es war eine Wärme und eine leise Traurigkeit darin, die mich sonderbar ergriffen.

Das Gespräch zog sich eine Weile so hin. Dann brach man auf. Die anderen waren schon in ihre Zimmer getreten, als Kandida droben im Schlafstock mir die Hand reichte. Ihre Finger, die stark, aber trotz ihrer schweren Arbeit nicht eben rauh waren, legten sich mit einem plötzlichen und langen Druck um die meinen.

Ich konnte dann lange nicht einschlafen. Immer sah ich das Mädchen vor mir, wunderte mich, was ihr Händedruck hatte besagen wollen, ob sie mir damit ihren Spott

abgebeten, ihrer Hochachtung für meine Arbeitsamkeit Ausdruck hatte geben wollen, oder ob — sie mir irgendwie gut war. Das Herz klopfte mir, und ich gestand mir, daß ich sehr glücklich wäre, wenn sich das letzte bewahrheiten sollte. Zugleich schalt ich mich, weil ich das Zeichen ihrer Zuneigung recht hölzern hingenommen und im Schreck unerwidert gelassen. Ich wünschte, es wäre schon wieder Morgen und empfand froh, daß noch ein Tag zwischen jetzt und unserer Abreise lag. Es schien mir auch, als sei ich vierzehn Tage ein Narr gewesen und habe meine Zeit nicht genützt.

Am Morgen weckte mich Gottfried. Einmal eingeschlummert, hatte ich fest geschlafen und war dumpf im Kopf, als ich heraus mußte.

Die Geschwister waren dann schon zum Ufer hinabgegangen, um das schwere Boot zurechtzumachen, während Kornelia und ich frühstückten.

Von den Eltern mit guten Wünschen verabschiedet folgten wir jenen nach einer Weile.

Der Himmel war ganz klar, fast blendend blau. Es wehte ein heftiger Wind.

Vater Amrein rief uns nach: »Es könnte auf den Abend dann schon noch ein Wetter geben.«

Ich achtete nicht darauf. Ich mußte an Kandida denken und wie es sein werde, wenn wir uns jetzt wieder begegneten. Da hörte ich Kornelia sagen: »Hoffentlich

hat der Vetter nicht recht. Ich möchte dann nicht noch in Gefahr kommen am letzten Tag.«

»Bei zwei Ruderern wie Gottfried und Kandida!« hielt ich ihr entgegen. Erst später wurde mir klar, daß die Schwester gegen ihren eigenen Willen neben mir schritt. Sie hat mir seither oft erzählt, daß Vorahnung irgendeines Unglücks sie erfaßt hatte.

Wir erreichten indessen das Ufer. Aufrecht standen die Geschwister im Boot, und, hier sich uns überlegen fühlend, rief der blonde Gottfried ein keckes: »Kommt ihr endlich, ihr Siebenschläfer?« uns entgegen.

Kandida lächelte. Sie schien aber den Vorfall von gestern abend ganz vergessen zu haben; denn sie zeigte mir eine kühle, gleichmütige Miene und reichte mir die Hand so kurz und flüchtig, daß ich mich fragte, ob ich mich über ihr Wesen gestern nicht getäuscht.

Kornelia konnte sich nicht enthalten zu sagen, Vater Amrein meine, es könne auf den Abend ein Wetter kommen und man bliebe am Ende besser daheim, worauf die Geschwister stutzten und Kandida fragte, ob sie sich fürchte. Gottfried fügte aber sogleich hinzu, daß man doch wohl keinen schöneren Himmel zur Fahrt sich wünschen und ein Wetter auf dem See schließlich immer einfallen könne.

Da auch ich mit Lachen und jeder Sorge bar auf der Fahrt bestand, so stiegen wir ein.

Es wurde eine wunderbare Reise. Kornelia und ich hatten nebeneinander auf einem bequemen Sitz des breiten Bootes Platz genommen. Hinter uns ruderte stehend Gottfried. Uns gegenüber saß Kandida, hatte die Ärmel hochgestreift und die Bluse am weißen Halse vom schützenden Tüchlein befreit. Ich weidete meine Augen an den ebenmäßigen und weiten Bewegungen ihres Körpers, und es tat mir schwer leid, daß sie so viel kühler als gestern gegen mich gesinnt schien. Der See war bewegt. Zuweilen trug eine Welle ein weißes Schaumkrönlein. Aber unter den starken und gleichmäßigen Ruderschlägen der Geschwister kamen wir rüstig vorwärts und umschifften die Hertensteiner Ecke, wo das Boot im starken Winde schwankte. Kornelia preßte die feinen Lippen knapp zusammen und empfand wohl schon einiges Mißbehagen. Sie war auch schweigsam und augenscheinlich ohne Freude, vielleicht auch mit ihren Gedanken schon zuviel daheim, wohin sie morgen zu ihrer Genugtuung endlich wieder fahren sollte. Mir aber füllte sich die Seele mit der Schönheit der Heimat. Lieblicher Strand und schroffe Klippen wechselten. Die Wellen des Sees waren jetzt grünblau und wanderten gegen das Gartenland von Weggis, wo die Rosen und die buntfarbigen Zynien blühten. Aber als wir zwischen den beiden »Nasen« hindurch und an den Schillerstein kamen, war da eine merkwürdige Stille. Das Wasser lag reglos und klar wie

Eis. Grau und hart und hoch stieg der Uferfels aus ihm. Jenseits über Brunnen und im Süden von Flüelen her leuchteten die Schneeberge und hoben sich in haarscharfen Linien vom Himmel ab. Die Luft über ihnen zitterte und der Himmel nahm immer mehr das Aussehen einer blau glühenden Eisenplatte an.

Wir legten aber bald an der stillen Wiese an, die jedem Schweizer als die heiligste Stube im großen Heimathause erscheint. Wir hatten unterwegs kaum Worte gewechselt. Nur einige mir unbekannte Berggipfel hatte ich mir von den Geschwistern erklären lassen.

Am Lande gewann indessen auch Kornelia ihre gute Laune wieder. Und wir brachten eine Stunde im Rütlihaus bei Trank und Speise und eine bessere bei den Erinnerungen an die alte Zeit draußen zu, plauderten, schwiegen und besannen mehr, und teilten uns wieder in die gewohnten Paare, Gottfried und Kornelia, die witzelnd und sich neckend, ja sich bis zum Ernst gegeneinander ereifernd im Grase lagen, und Kandida und mich. Ja, Kandida und mich! Wir hatten uns auf eine Bank gesetzt, die unter Tannen stand und Ausblick auf den Urnersee gewährte. Wir sprachen von der Möglichkeit, daß hinter der Tellsage Wahrheit liege. Kandida wehrte sich mächtig für den Volkshelden. Dann verstummten wir. Der Wind rauschte in den Bäumen über uns, aber es ging sehr lange, bis ich gewahr wurde, wie

die Kronen hin und hergeworfen wurden. Ob Kandida es früher sah, weiß ich nicht. Ich mußte mehr und immer mehr daran denken, daß ich am folgenden Tage nicht mehr hier, vielleicht überhaupt zum letztenmal hier gewesen sein würde. Und ein starkes Gefühl bedrängte mich, als ob das Mädchen, das neben mir saß, mir ganz nahe gestanden und ein Besitz wäre, wie ich ihn nur einmal zu verlieren und nicht mehr zu gewinnen hätte. Es mag sein, daß ich das damals nicht so klar empfand, als ich es jetzt weiß. Dagegen schien es mir abermals, daß Kandida von ähnlichen Empfindungen beseelt sein müsse; denn hinter ihrer Schweigsamkeit verbarg es sich wie leise Wehmut.

Auf einmal, während ihr Sinn offensichtlich ganz wo anders war, sagte sie: »Da kommt es bös von Flüelen her.«

Ich blickte auf den See hinab, der jäh verändert war. Er hatte eine fast teuflische Farbe, etwas Angstmachendes, Unwirkliches lag in dem Giftgrün seiner Wellen, über die ein dünner, böser Schaum lief. Die Berge im Süden rückten näher. Sie schienen ihre felsigen Brüste uns entgegen zu blähen. Um ihre Häupter aber war der Himmel schwefelgelb. Diese Farbe rann rasch weiter; ich sah sie schon zu unseren Häupten durch die Baumzweige schimmern. Da richtete ich die Augen auf Kandida. Beinahe hätte ich sie gefragt, wie sie angesichts des

sichtlich drohenden ungewöhnlichen Sturmes so gleichmütig bleiben könne. Aber dann mochte ich nicht reden. Mir war, wir müßten von anderem sprechen, wenn eines von uns die Lippen öffnete.

Plötzlich kam Gottfried über uns. Er war bleich. »Wir müssen fort, wenn wir noch heil heim oder wenigstens ans andere Ufer kommen wollen,« sagte er.

Da erwachte Kandida.

»Du hast recht,« erwiderte sie kurz, und es war mir, als hörte ich einen kleinen, verkniffenen Seufzer. Sie begann eilig nach der Lände hinabzusteigen.

Vom Rütlihaus rief uns jemand an, wir sollten nicht fahren, es käme ein Föhnwetter. Die Geschwister schienen das aber nicht zu hören oder nicht zu achten, und, da Kornelia von Furcht gejagt, vorausgeeilt war, so mochte ich nicht feig scheinen und machte keine Einrede, fühlte mich auch in den Händen der beiden jungen Menschen merkwürdig sicher.

Sie lösten eilig das Boot. Kornelia saß schon an ihrem Platz, sehr blaß, mit schmalen Lippen, aber zu stolz, um ihrer Furcht Ausdruck zu geben.

Bäume verwehrten uns noch den Ausblick nach Süden. Über Brunnen lag eine bleiche, sterbende Sonne, die den Eindruck kommenden Unheils verstärkte. Der See peitschte das Ufer und packte das der Kette ledige Boot, daß es übel zu schwanken begann. Aber die Geschwister

standen noch aufrecht, während ich mich neben meine Schwester setzte. Gottfried entledigte sich seines Rockes und seiner Weste, zog den Hosengurt enger und krempelte die Hemdärmel hoch. Kandida band ein Tuch über den Kopf und zog ihre Jacke aus, so daß sie nur in Rock und Leibchen stand. Alles ging wie der Blitz und alles waren augenscheinliche Vorbereitungen zu außergewöhnlicher Anstrengung. Dabei sprachen die beiden nicht, machten auch nicht Mienen, als gelte es großen Ernst. Sie waren nur plötzlich ganz andere. Oder sah ich sie nur so? Ich vergaß, daß ich mich je über ihre Manieren erlustigt, in ihrer Gegenwart seltsame an Abneigung streifende Hemmungen empfunden und sie als ein gut Stück unter mir stehend, erachtet. Ich fühlte, daß sie in diesem Augenblick uns weit überlegen waren. Sie kannten den See, auf den sie sich jetzt mit uns hinaus wagten, und sie gingen ihn mit dem heiteren und doch ehrfurchtsvollen Ernste an, mit dem ein braver Ringer sich an einen überlegenen Gegner wagt. Ich empfand jetzt nicht nur Achtung, ich fühlte Liebe für sie. Ich hätte sie bitten mögen, mich in ihre Freundschaft, auch in noch etwas viel engeres aufzunehmen.

Da hörte ich Gottfried kurz und mit einem Blick auf die Stehruder fragen: »Willst du?«

Dann stieg Kandida an uns vorbei und stellte sich in den Schiffbug.

Die Fahrt begann.

Schon nach zwei Minuten merkten wir, daß es in die Hölle ging. Kaum aus den Uferfelsen heraus, faßte uns der Sturm. Von oben hatte man das nicht so gesehen. Hier aber war der See schon wie von tausenden von schwingenden Armen aufgewühlt. Es donnerte. Aber ich wußte nicht, ob es der Himmel oder das Wasser war, das lärmte. Wir sahen nicht mehr weit; denn auch das Ufer von Brunnen war nun schon in den aus Nebel und Regen gemischten grauen Dunst gehüllt, den der Sturm vom Urnersee herübertrug. Das schwere Boot stieg und sank, als spielte ein Meer mit ihm. Regen sauste auf uns nieder und die Wellen spritzten über die Bootsränder herein.

»Herrgott,« hörte ich Gottfried stöhnen und sah, wie er einen Blick ans Ufer zurückwarf; er mochte wohl jetzt selbst wünschen, wir wären dort geblieben, auch auf die Gefahr hin, an diesem Abend nicht mehr nach Hause zu kommen.

Aber die beiden arbeiteten. Der Schweiß perlte ihnen auf der Stirn. Der Regen klebte ihnen die Haare an die Wangen.

Es donnerte stärker. Es blitzte. Der Wind pfiff. Wo man herkam, sah man nicht. Wo man hinfuhr, wußte man nicht zu sagen.

In wenigen Minuten waren Kornelia und ich bis auf die Haut durchnäßt. Ich sah, daß die Schwester bleicher und bleicher wurde. Sie klagte leise und war krank.

Kandida bemerkte es. »Lege dich ins Boot nieder,« rief sie hinter uns. Sie mußte schreien, damit sie sich uns selbst aus nächster Nähe verständlich machen konnte.

Ich brachte Kornelia neben unserer Bank unter und deckte sie so gut es ging mit einem Tuche.

Da schrie Gottfried: »Wir müssen Wasser schöpfen.«

Ich sah einen Schöpfer drüben liegen, warf den Rock ab und griff zu. Aber das war eine ungeübte und unzulängliche Hilfe. Ich ermattete bald, fühlte, daß ich nicht vermochte, das eingedrungene Wasser auf dem bisherigen Stand zu halten und sah mich nach Kandida um. Ich vergesse den Anblick nicht. Das Tuch war ihr vom Haar geglitten und flatterte ebenso wie einzelne Fetzen ihrer Flechten im Winde. Das Hemd klebte ihr am Leibe. Aber sie stand da, als fahre sie zu ihrer Freude. Keinen Zug von Angst oder Erregung konnte ich in ihrem Gesichte entdecken. In ihren großen Augen allein war ein Ausdruck harter Entschlossenheit und zwischen ihren Brauen stand eine tiefe Falte.

»Du mußt ihm helfen,« schrie sie den Bruder an.

Der stutzte zuerst, als habe er Furcht, das Ruder zu verlassen. Aber der Tiefgang des Bootes hatte stark zugenommen. Das Wasser ging uns schon über die Knöchel, und Kornelia lag wie in einem Bade. Da zog er die Ruder ein und machte sich mit einem zweiten Schöpfer an die Arbeit.

Nun ruderte Kandida allein. Mir begann im Innern ein Feuer zu brennen, das das Wasser, das mich überschlug, nicht löschte. Ich hatte nie für einen Menschen eine so staunende Bewunderung gefühlt, wie für dieses Mädchen, das uns durch den wütenden Sturm führte. Nicht einmal versagte der stete, trotzige Schlag ihrer Ruder, nicht einmal nahm sie den Blick von dem Felsvorsprung, hinter dessen Schutz sie offenbar das Boot zu führen entschlossen war. Mit der aufrechten Haltung, den Kopf leicht und frei zurückgebogen, an den weißen Armen jede Muskel gespannt, bot sie ein Bild der Furchtlosigkeit, der Zuverlässigkeit und eines freien Stolzes. Eine jähe Liebe loderte himmelhoch in mir auf. Ich wurde ihrer bewußt trotz Sturm und Todesgedanken. Ich hätte es jetzt nicht als ein Unglück empfunden, wenn wir untergegangen wären. Mit der da drüben wäre ich ohne Bedauern im See versunken. Ich erinnerte mich, so lächerlich das war, im gleichen Augenblick alles dessen, was mir mißfallen hatte, von den mir fremden Bauernpflichten an, die sie hatte, bis zu den mangelnden Manieren, aber das hatte jetzt nicht Geltung. Sie war die erste, die mir das Herz packte. Es zog mich mit jäher Gewalt zu ihr hin. Aber von Wunsch und Gedanke zur Tat war noch ein Weg. Neben mir arbeitete Gottfried; ich schämte mich, wie lahm ich gegen ihn war, und gab mir neue Mühe, es ihm gleichzutun.

Da lachte er mich an: »Siehst du, wie sie rudert«? fragte er mit einem Blick auf die Schwester. Er lachte wahrhaftig. Nun wußte ich, daß es uns nicht ans Leben ging.

Bald darauf bogen wir um die Felsen und glitten in Wasser, das wohl immer noch tobte, aber in dem das schwere Boot unter Kandidas Ruderschlägen rascher und stetiger vorwärts kam.

»Das Wetter zieht über Land,« sagte sie aufatmend.

In der Tat trieb der Sturm das schwere Unheil über Brunnen landeinwärts.

Wir fuhren noch eine Weile im Schutze des Ufers und kreuzten dann bei hellender Sicht den See.

Als es zu nachten begann, landeten wir in Posthumen. Kornelia war mehr tot als lebendig, auch ich zerschlagen und vor Naßkälte mit den Zähnen klappernd. Die Geschwister hatten helle Gesichter, als freuten sie sich einer tüchtigen Arbeit.

»Gottlob,« sagte ich, als ich ausstieg.

»Es tut uns leid, daß wir euch so in Schrecken gebracht,« entschuldigte sich Gottfried.

Kandida schwieg.

Die beiden Alten empfingen uns mit bedenklichen Mienen. Der Vater polterte mit seinen Kindern, sie hätten bedenken sollen, daß man Stadtleuten dergleichen nicht antun dürfe. Um sie selbst schienen sie keine Sorge gehabt zu haben.

Ich dachte, daß sie ein gesundes Geschlecht seien.

Kandida erklärte, sie habe sich im Augenblick nur vor Augen gehalten, daß wir um jeden Preis heim müßten und an andere Möglichkeiten nicht gedacht.

Ich gab ihr jetzt die Hand. Ich gab sie auch Gottfried. »Danke,« sagte ich kurz und dumm.

Die Mutter brachte die völlig erschöpfte Kornelia zu Bett.

Wir anderen zogen uns um. Wir saßen dann beim einfachen Nachtmahl und sprachen noch einiges von unserem Erlebnis. Gottfried gab zu, daß er selbst nicht an die Rettung geglaubt habe.

Eine kleine Stille trat ein.

Dann sagte Kandida zu mir: »Morgen habt ihr alles hinter euch.«

Da wußte ich, daß sie an den Abschied dachte. Ich hatte ohnehin, seit ich nun mit ihr am Tische saß, die anderen vergessen. Ich saß neben ihr und mehr als einmal zog es mich, den Arm um ihre Hüfte zu legen. Aber ich tat es nicht. Ein eigentümlicher Zwiespalt der Gefühle verwehrte es mir. Wie durch einen Nebel sah ich, daß sie Brot nahm und damit die Tunke auf ihrem Teller auftrocknete. Er sah nachher aus wie gewaschen.

Kurz vor dem Schlafengehen fanden wir beide uns allein in der Stube. Die Männer schauten noch nach dem Vieh. Die Mutter war in der Küche. Es kam uns wohl

beiden überraschend. Kandida trug ein leises Rot im Gesicht, wie ich es nie an ihr gesehen hatte, und ihre Lippen zitterten ein wenig.

»Denk' dann manchmal noch an mich,« sagte ich. Ich weiß nicht, wie mir das Wort kam.

Sie stand mit dem Rücken gegen mich über einen Nähtisch gebeugt.

Jetzt drehte sie sich um. »Das hat keinen Zweck,« sagte sie.

Ich wurde warm. Ich trat auf sie zu. »Warum?« fragte ich und streckte ihr die Hand hin.

Wer weiß, was geworden wäre, wenn sie jetzt klein beigegeben hätte. Sie legte ihre Hand einen Augenblick in die meine. »Ich weiß nicht,« antwortete sie.

Ich fühlte meine Finger gepreßt wie jüngst. Aber dann ging sie plötzlich hinaus.

Ich bekam sie nicht mehr zu Gesicht. Am Abend nicht. Auch am Morgen nicht, als Gottfried Kornelia und mich zum Dampfboot ruderte. Die Mutter sagte, sie habe früh mit Gemüse hinüber nach Weggis gemußt. Was sie dachte oder wußte, konnte ich im Gesicht der stillen Frau nicht entdecken. —

Der Professor hielt inne. Es war ein wenig still zwischen Lauschern und Erzähler. Ein paar Weißköpfe sahen einander an und lächelten wie zu heimlichem Verständnis. Dann fügte Findeisen noch hinzu: »Wir sind nie mehr nach Posthumen gekommen. Die Eltern waren einmal

dort. Auch hörten wir, daß die Kandida einen verwitweten Nachbarn geheiratet habe. Es war viele Jahre später. Der Mann hatte fünf unmündige Kinder. — Ich habe in der Zeit viele Mädchen gesehen. Sie hatten zarte Bäcklein und Hände und sie wuschen sich mit feiner duftender Seife. Sie wußten sich auch sehr wohl zu benehmen. Und es waren ein paar innen wie außen ansehnliche Menschenkinder darunter. Nur die wuchtvolle, freie Art der einen hatte keine. Ich habe mir den Kopf zerbrochen. Vielleicht hätte die Kandida — man schliff ja auch dem Stein die Schlacken ab. Aber dann wußte ich, daß sie nicht geschliffen werden wollte. Und dann schienen mir die anderen doch wieder nur wie Puppen oder wie sanfte Schäfchen. Nun — und — Kornelia blähte die feinen Nüstern auf. Kornelia ist sehr steif und aufrecht und ihre schöne Nase ist jetzt ein wenig spitz. Sie ist bei mir geblieben, wie Ihr wißt, weil ich keine Hausfrau habe. Sie hat immer eine scharfe Zunge gehabt und alles getadelt, was ihr nicht in den Kram paßte und darum hat sich keiner an sie gewagt. Heute überraschte sie mich mit dem Ausspruch, das einzige vernünftige Mannsbild, das ihr im Leben begegnet, sei der junge Gottfried Amrein gewesen, aber — wie gesagt, sie blähte die Nüstern, als beleidigte etwas ihre Nase und sie wehte ihr Taschentüchlein, daß der Feinleuteduft uns ganz umhüllte — ganz umhüllte.«

Am Abend

I.

Der Arzt war ein alter Mann, aber eine strenge Abhärtung seines Körpers hatte ihn lange frisch erhalten. So stieg er mit seinen zweiundsiebzig Jahren noch rüstig in die Berge, wenn der Sommer kam. Im übrigen wohnte er mit einer unverheirateten Tochter — seine Frau war längst gestorben — auf einem schönen Landgute in einer frohen Hügelgegend der Ostschweiz. Er und sein Kind kannten keine Sorgen, aber sie liebten die Einsamkeit, er, weil er die Menschen nicht mehr brauchte, das schlanke, ernsthafte, etwas verblühte Mädchen, weil es einen lieben Menschen verloren hatte und sein Bild nicht mehr aus ihrem Herzen brachte.

Wieder einmal war er unterwegs, als ein Frühling sich zum Sommer wandte und eine wundersame Klarheit der Luft die Berge in messerschnittfeinen Umrissen sich vom blauen Himmel abheben ließ. Er wanderte auf einer Talstraße, zur Seite eines rauschenden, schäumenden Flusses. Wenige Leute begegneten ihm zu der frühen Morgenstunde. Die Straße war dunkel und feucht, es war in der Nacht vorher Regen gefallen. Er spürte den schweren Rucksack auf dem Rücken nicht. Mit großen Schritten wanderte er dahin, nahm nach einer Weile den Hut in die Hand und ließ sich die hohe Stirn und das dichte graue Haar vom Frühwind streicheln. Seine Augen tranken die Schönheit des Weges und Landes; sie standen

scharf in eckigen Lidern. Manchmal blitzte die Freude darin oder, wenn er etwa ein Tierlein am Wege sah, die Güte und zeigten, daß sein Gemüt jung war wie sein Schritt.

Er kannte die Gegend von einem weit zurückliegenden Besuche und feierte Wiedersehen mit einzelnen Landschaftsbildern, die die lange Zeit noch nicht verändert hatte.

Plötzlich, wo eine Brücke einen Nebenfluß des Stromes überbog, öffnete sich ihm ein wildes, waldiges Hochtal, aus dessen hinterster Weite und Schwarzwaldfinsternis heraus noch die neubeschneite oberste Spitze eines Hochgipfels leuchtete.

Er hielt inne, lehnte sich ans steinerne Brückengeländer, hängte den Hakenstock an den Arm und schaute hinauf. Da war es gewesen! Ganz wie heute hatte das Ewigschneehorn geblitzt und gelockt. Und er, ein Student von zweiundzwanzig Jahren, war den Fußweg dort hinauf gestiegen, um in den Bereich des weißen Berges zu kommen. Steil und stundenweit hatte ihn sein Weg geführt. Zwei Dörfer lagen am Wege und eine Menge Alpen und Alphütten belebten die Lehnen. Da war das Bauernwirtshaus vor ihm aufgetaucht, wo er genächtigt, wo aus der kurzen Rast acht Bleibetage geworden waren. Hm! Er hob die Hand, fuhr mit einer unwillkürlichen Bewegung über die linke Brustseite und hinauf in den noch nicht völlig weißen, spitzen Bart.

Was wohl aus ihr geworden war?

Der Gedanke grub sich so tief in seine Seele, daß er ihn alles andere vergessen ließ. Er setzte den Weg nicht fort. Er blickte in das Tal hinauf. Endlich und fast unbewußt begann er langsam den Fußpfad neben der Brücke hinauf zu klimmen. Was zuerst nur ein unklares Gelüsten war, wurde Entschluß: Er wollte die Stätte wiedersehen, wo ein kleines Jugendabenteuer ihn einmal gefesselt hatte, eines von denen, auf die die späte Erinnerung immer einen hellen Schimmer warf.

Auf dem ersten Teil seiner Fürbaßwanderung beschäftigte ihn dieses Abenteuer so stark, daß er kaum auf Weg und Umgebung achtete. Jede Einzelheit jener acht Tage prägte sich ihm wieder ein: Er war in das Wirtshaus getreten und hatte eine Erfrischung begehrt. Eine behäbige Frau gab ihm Bescheid und fragte ihn, ob er bei dem schönen Wetter sich nicht lieber in den Garten hinaussetzen möge. Er ließ sich führen und fand am Hause ein seltsames, kleines Viereck von einem Zier- und Schattenplatz. Es lag dicht an der viel klaftertiefen Wildbachschlucht, gegen die hin ein Geländer vor dem Absturz schützte. Ein paar Vergißmeinnicht wucherten wild und eine mächtige Alpenrosenstaude hatte noch ein paar Blüten. Tannen und Lärchen umstanden den einzigen, rauhgezimmerten Wirtstisch und die zwei Bänke daran und schufen ein schattig grünes Stüblein. Durch eine breite Öffnung vorn

war Ausblick in das Talinnere. Da ragte und überragte die dunkelgrüne Wiesen- und Waldwelt zu beiden Seiten das gewaltige Ewigschneehorn. Ganz nah stand es da wie ein sich aufrichtender Rieseneisbär, der drohend den Ausgang versperrt. Kalt und scharf wehte es einen von daher an; aber der tiefblaue Himmel darüber leuchtete um so heißer.

Die Reinheit, die über dem Landschaftsbilde lag, hatte eine Schwester, die Ruhe. Sie war so groß, daß einem fast Angst und atemeng davon werden konnte, aber manchmal brachen erlösende kleine Stimmen aus ihr hervor, ein Vogelzwitschern, das wie ein Kinderjauchzen flüchtig die Luft schnitt, einer Kuhglocke Läuten, ja selbst dann und wann der weithergetragene Laut einer Menschenstimme, die so hoch von einer Halde herabdrang, daß man meinen konnte, es spreche ein Seliger im Himmel mit dem noch wandelnden Erdenbruder.

Der Student war am Tische sitzend so vertieft in das Bild und des Bildes Schweigen, daß er zwar wohl merkte, wie ihm Brot, Wein und Käse vorgesetzt wurde, aber nicht darauf achtete, daß es nicht mehr die Wirtin war, die ihn bediente. Erst als eine junge Stimme ihn fragte: »Gefällt es Ihnen hier, Herr?« schaute er sich um und sah ein Mädchen neben sich stehen. Sie schien noch fast ein Kind und nicht besonders hübsch. Über ihre stumpfe, kleine Nase lief ein Band von Sommersprossen. Aber es war

an ihr alles merkwürdig weich und weiß, die Wangen, die Arme, die vom Ellbogen an nackt aus einem dunkeln Kleidärmel traten, und der Hals, dessen schlanke Form ein Einschnitt im Kleide zierlich zeigte. Dazu hatte sie reiches blondes Haar und trug es so lose gesteckt, daß man meinte, die schweren Flechten müßten gleich zu beiden Seiten des Gesichts niederfallen.

»Freilich gefällt es mir hier,« antwortete er mit tiefer Überzeugung, fast ein wenig ungehalten; denn sie blieb bei ihm stehen, während er, aus seinen Betrachtungen gerissen, sich über seine Mahlzeit machte.

Als sie ihm Wein nachschenkte, fiel ihm die schöne Rundung ihres Armes auf. Er wunderte sich, ob sie die Tochter des Hauses oder nur eine Aufwärterin sei.

Da sagte sie: »Ich ginge auch ums Leben nicht fort von hier.«

»Nicht?« fragte er erstaunt über ihren bestimmten Ton und, wie es so geht, veranlaßte ihn die menschliche Lust zum Widerspruch, nun seinerseits die Schönheit und den Abwechslungsreichtum der Außenwelt zu rühmen. Dabei machte er ihr ein wenig den Hof, gerade um ihr zu beweisen, daß es noch andere Dinge als ihr liebes Tal gebe.

Sie blieb ihm die scherzhafte Antwort nicht schuldig. Als er sagte: »Wenn dann der Rechte einmal kommt und Sie aus diesem Winkel hervorholen will, werden Sie schon

mit ihm gehen,« entgegnete sie beschlagen: »Der das will, wird eben nie der Rechte sein.«

Es wurde ihm warm. Er vergaß die Gegend. Er vergaß sogar, daß er hungrig gewesen war. Gespräch und Mädchen fesselten ihn.

Er saß bald so fest auf seiner Bank, als hätte er sich für seinen Lebenstag da niedergelassen, und wußte selbst nicht, wie es kam, daß er nach einer Weile fragte, ob man im Hause übernachten könne.

In der Nacht darauf lag er in einer Kammer des Wirtshauses, aber er hatte nicht die Gegend im Kopfe, in die er da durch einen Zufall geraten war, sondern der Gedanke an das Mädchen, mit dem er heute so viel geplaudert, ließ ihn nicht schlafen. Er freute sich schon wieder auf den Morgen und die abermalige Begegnung mit ihr.

Der Morgen kam. Er sagte sich, daß er nun wieder talaus und weiter müßte. Aber schon redete er sich ein, es lohne sich, erst noch an jene Lehnen dort, vielleicht bis an die Gletscher zu steigen. So blieb er — aber — aus dem Wandern wurde nichts. Als er, um seinem Entschlusse zu genügen, aber innerlich widerstrebend, einen Spaziergang in einen nahen Wald hinauf antrat, zog es ihn wie mit Seilen ins Haus zurück. Da war ja doch das Mädchen, die Marie. Die Marie hatte Zeit. Mit der Marie ließ sich schäkern. Sie gefiel ihm von Stunde zu Stunde besser. Er suchte ihre Augen, und sie wichen ihm nicht allzulange aus.

Außer ihr war nur die Mutter daheim; das Mannsvolk, der Vater und ein Bruder, weilten beim Vieh auf der Alp. Die Mutter kümmerte sich nicht allzuviel um den Gast, besorgte nur die Küche und ließ die Tochter gewähren.

Und sie saßen im Garten am Morgen und saßen im Garten am Nachmittag. Als der Abend kam und die Nacht, da behauptete der Student, jetzt sei es am allerschönsten, und er bat die Marie, sich noch ein wenig zu ihm zu setzen.

Sie kam, ohne Scheu.

Wie durch Fügung zeigte sich kein Sterbensmensch, der etwas vom Wirtshaus wollte.

Es war dunkel im Garten. Wie schweigsame Wachen umstanden die Tannen die Bänke, auf die sie sich einander gegenüber niedergelassen. Dunkel lag auch das Tal vor ihnen und bauten sich die beiden Berghalden an den Himmel hinauf. Dieser aber trug zahllose Sterne, die in Schwärmen so dicht beieinander standen, daß sie wie leichte Nebelchen anzusehen waren.

»Was für eine mächtige Welt doch hier oben ist!« lobte der Student einmal. Er sprach nicht laut, nur sein weiter Atem war in seiner Stimme.

»Sie können ja immer hier bleiben,« sagte Marie.

Sicher hatte sie nichts Bestimmtes damit gemeint, aber das Wort stand nun doch da und war, als hätte sie gesagt: »Ich wäre froh, wenn du bliebest.«

Nun schwiegen beide. Ihm klopfte das Herz, und sie war ein wenig verlegen.

Nach einer Weile bat er, daß sie sich neben ihn setze.

Sie lachte. Aber sie fragte nicht, warum. Nach einigem Zögern, als er auch noch eine einladende Handbewegung machte, kam sie zu ihm.

Die Sternnebelchen schäumten am Himmel. Zuweilen schoß ein Licht aus ihnen und zuckte durch die Nacht. Zuweilen fiel auch ein einzelner, größerer, leuchtenderer Stern, an den sie eben noch ihre Blicke geheftet hatten.

»Das ist der Sternschnuppenmonat,« sagte er.

Dann fragte sie: »Ist das bei Euch in der Stadt auch so, daß man sich etwas wünschen soll, wenn ein Stern fällt?«

Er bejahte. Und als wieder ein Stern sich löste, wollte jedes vom anderen wissen, ob es nun einen Wunsch getan, aber nach dem Wunsche selber forschten sie nicht.

Er zog sie näher zu sich.

Er legte den Arm um ihre Hüfte und spürte die süße Weichheit ihrer jungen Glieder.

Es kam ganz von selbst, daß sie den Kopf an seine Schulter lehnte.

Sie saßen so lange in der Nacht, daß die Mutter scheltend rief, wo Marie eigentlich stecke.

Und obgleich er merkte, daß die Mutter es nicht gern sah, blieb der Student einen weiteren Tag im Hause. Und noch einen. Und immer noch einen.

Marie und er waren nun richtige Liebesleute. Sie war leidenschaftlicher als er; denn ihre Liebe kam als etwas Ursprüngliches, fast Wildes über sie.

Einmal — auch nachts im Garten, über den lauter so milde schöne Nächte zogen — fragte sie: »Weißt du noch, daß ich sagte, ich würde mich nie von hier fortholen lassen?«

Er bejahte, und es durchzuckte ihn eine leise Angst, daß er ihr Hoffnungen geweckt habe, die er nicht erfüllen konnte.

Aber sie fuhr sogleich weiter: »Mit dir wäre ich gegangen bis ans Ende der Welt, gerade mit dir, der mich nicht mitnehmen kann.«

Beim Schein der Sterne sah er, daß ihre Augen ein wenig glänzten, und er liebte sie in diesem Augenblick so stürmisch, daß er selbst nicht anders dachte, als daß er sie eines Tages holen werde.

Die Tage und die schöneren Nächte vergingen. Er mußte doch Abschied nehmen.

Lange nachher noch sah er, wie Marie, als er talwärts stieg, vom Wirtshausgarten aus ihm nachwinkte. Sie beugte sich weit in die Schlucht hinaus, um ihn noch zu sehen. Sie hing förmlich über dem Abgrund.

Aber geholt — holen gekonnt — natürlich, hatte er sie nicht.

Und sie kannte wohl seinen Rufnamen: Robert, nicht einmal aber seinen Familiennamen. So wenig Zeit hatten sie für anderes als zärtliche Worte gehabt.

2.

Da saß er nun nach fünfzig Jahren im Bergwirtshaus, an dem nichts, aber auch gar nichts sich verändert hatte. Nur die Tannen und Lärchen im Garten waren höher geworden. Er hatte auf der angemorschten Bank Platz genommen und Wein, Käse und Brot vor sich wie damals. Die dunkeln Bergwände trugen den leuchtenden Himmel, der Wildbach rauschte zwischen ihrer starren Stille und das Ewigschneehorn sah ihn bleich und groß und kühl an, als wollte es sagen, nun bist du bald so weiß wie ich, Menschlein.

Seltsam! Als sollte jeder Vorgang von damals sich wiederholen, brachte ein Mädchen von nicht übeln Zügen ihm seine Zehrung. Sie glich noch in etwas der Marie; vielleicht war sie ihre Enkelin.

Er frug nach dem Namen der Wirtsleute und er lautete wie damals.

Wie damals.

Und niemand sonst schien im Hause zu sein. Auch das war wie einst, daß er der einzige Gast blieb.

Aber nach einer Weile kamen von einer Lehne, wo sie geheuet hatten, eine Anzahl Menschen aufs Haus zu, drei Männer und ein Weib, teils barfuß, teils auf klappernden Holzböden. Sie waren von dem starken, groblachten Schlag des Gebirgsvolkes und machten wie mit ihren Schuhen, so mit ihrem Werkzeug, das sie in einem Stall=

raum unterbrachten, viel Lärm. Er hörte sie danach in die Stube treten, seine Aufwärterin gesellte sich zu ihnen und erzählte ihnen wohl von seiner Anwesenheit, denn er sah zuerst die Frau, die ein derbes, wettergebräuntes und früh verblühtes Gesicht hatte und dann einen Mann in den Vierzigen mit einer Stirne wie ein Stier und roter, weingedunsener Haut ans Fenster treten und ihn anglotzen.

Die Leute schienen dann einen Imbiß zu sich zu nehmen, denn er hörte das Klappern von Tellern und Bestecken.

War das nun — Maries Nachkommenschaft? War sie selber tot? Oder fort? Oder?

Er sann vor sich hin und legte die Hand auf die Bank, unwillkürlich die Stelle betrachtend, wo sie gesessen hatte.

Da hörte er durch das offene Fenster plötzlich die heisere, verdrossene Stimme des Mannes, die ihm schon vorher aufgefallen war. »Wo steckt die Alte?« schrie er.

»Sie wird wohl wieder irgendwo eingeschlafen sein,« antwortete das Weib, und eine jüngere Stimme wohl eines der beiden Söhne fügte bei: »Laßt sie doch schlafen. So lange sie schläft, wehleidet sie nicht.«

Mehr noch als in den Worten selbst lag in ihrem verdrußerfüllten Tonfall etwas Häßliches, Gewalttätiges, das dem Zuhörer in die Seele schnitt und seinen Zorn weckte.

»Sie soll sich an eine Ordnung gewöhnen,« grölte der Wirt.

»Lauf und such sie,« befahl das Weib.

Dann trat eine Pause ein oder doch eine Dämpfung der Stimmen, so daß er ihre Worte nicht mehr verstand. Er lauschte aber gespannt und mit allen Sinnen.

Nach einer langen Stille begann in der Stube das wüste Reden wieder.

»Meint Ihr eigentlich, man könne Euch den ganzen Tag nachlaufen?« — »Man wird Euch die Schüssel nicht noch nachtragen müssen.« — »Schlafet doch in die Ewigkeit hinüber, wenn Ihr so verdammt schläfrig seid.«

So schwirrte es von bösen Worten durcheinander. Am lautesten grölten der Wirt und sein Weib. Bald war der Lärm so groß, daß er die einzelnen Sätze nicht mehr unterscheiden konnte. Aber dann öffnete sich die Hintertür, durch die die Aufwärterin hineingegangen war, und diese führte eine alte Frau heraus. Sie suchten möglich unauffällig hinter ihm vorbeizukommen und schritten zu einem Holzstamm, der am Hause in der Sonne lag. Dort ließ die Alte sich nieder und das Mädchen gab ihr einen Teller in die Hand. Dieses selber wollte mit einem Blick auf den Gast ins Haus zurückkehren, aber in einer Aufwallung von Zorn winkte der Arzt es herüber und begehrte zu zahlen.

»Der Lärm hat Sie gewiß gestört?« fragte die Aufwärterin verlegen.

»Gerade schön war das nicht,« versetzte er.

»Der Schnaps — sie meinen es nicht gar so bös,« entschuldigte das Mädchen und fügte hinzu: »Die Großmutter ist eben überzeitig.«

Der Arzt bog sich über den Tisch. »Wie heißt die Großmutter?« fragte er.

Sie nannte den Namen. »Marie,« klang es ihm zu. Dann entfernte sich das Mädchen.

Eine merkwürdige Stimmung überkam ihn, nun er mit der alten Frau allein war. Er mußte an die Zeit von damals denken, wie sie hier im Garten gesessen. Langsam, fast zaghaft wendete er sich um und betrachtete die Esserin.

Sie war nicht eben groß und ihre Glieder waren zart und dürr geworden, auch ihr Gesicht seltsam schmal. Doch waren die Wangen nicht eingefallen, sondern zeigten noch die merkwürdig feine Haut. Mit braunen Händen handhabte sie den Eßlöffel. Das Rührende und Außergewöhnliche an ihrer sauberen Erscheinung war, daß sie ganz kurz geschnittenes, dünnes, schneeweißes Haar trug, das sich wie ein Käpplein über ihren kleinen, grauen Schädel legte.

Jetzt stellte sie den Teller neben sich und faltete die Hände. Er sah, daß sie betete.

Nach einer Weile stand er auf und trat neben sie.

»Da ist es schön warm an der Sonne,« sprach er sie an.

Sie schien ihn bisher kaum beachtet zu haben. »Ja, Herr,« bestätigte sie.

»Alte Menschen brauchen Sonne,« fuhr er wieder fort.

»Ich sitze so viel ich kann hier im Garten,« erzählte sie nun. Dabei ging ihr Blick nach Tisch und Bank hinüber, wo er vorher gesessen hatte. »Wein, Käse und Brot,« zählte sie scheinbar geistesabwesend auf.

Dabei warf sie einen scheuen Blick nach dem Wirtsstubenfenster, als fürchte sie dort gehört zu werden.

Er ließ sich neben ihr nieder, was sie mit einem kleinen Erschrecken und Unbehagen geschehen ließ.

»Man ist hier nicht gerade freundlich mit Euch, alte Frau,« bemerkte er mit der Geradheit und Kürze des Arztes, von dem sprechend, was ihn beschäftigte.

Sie erhob die eingesunkenen und trüben Augen zu ihm und erwiderte nichts. Er gewahrte nur, daß ihre Lippen zitterten und dieses Zittern nachher durch ihren ganzen kleinen Körper lief wie bei einem geschlagenen Hunde. Und nun ersah er mit dem durch lange Übung geschärften Blick Spuren von Schlägen an ihrem Kopf und Halse. Ein Sturm von Zorn und Mitleid ergriff ihn. Es war ihm, als finde er ein schönes, kunstvolles Gefäß, das er einst sehr geschätzt, von mutwilliger Hand geschändet und geschädigt auf einem Kehrichthaufen wieder.

»Schande!« murrte er erregt in sich hinein.

Sie verstand wohl, was er meinte. Verschüchtert und doch mit einem leisen Eifer, fing sie an zu reden. »Man kann ihnen nicht alle Schuld geben. Der Branntwein hat das nach und nach angerichtet. Und dann — ich kann halt

nichts mehr nützen. Und dann — ich habe halt an anderen Dingen Freude gehabt als sie — so sind wir ganz auseinander gekommen.«

Die paar Worte erschütterten ihn mehr als alles vorher. Es war ihm, als habe auch er Schuld an ihr. Er glaubte, zu fühlen, er habe einst zuerst ihren Sinn von ihrer Umgebung abgelenkt und sie vielleicht für immer dem Leben entfremdet, in dem sie doch hatte verharren müssen.

Da sprach sie auch eben wieder: »Es ist ja wohl auch etwas Ungehöriges daran, daß die fremden Leute mich immer besser verstehen als die eigenen.«

Gleich darauf schrak sie auf, als ob sie ihn bitten wollte, von ihr wegzugehen. Stuhlrücken in der Stube verkündete, daß dort die Mahlzeit beendet war.

Er erhob sich und rüstete sich zum Fortgehen. Als er an den Tisch zurücktrat, um den Rucksack aufzunehmen, erschien das Weib, die Schwiegertochter der Alten, unter der Tür, derbknochig, abgearbeitet, in der Kleidung verwahrlost. Sie sah aus wie ein recht verbrauchtes Feldgerät. Mit zwei harten Schritten trat sie zur Alten, nahm ihr das Eßgeschirr weg und fuhr sie an: »Daß Ihr mir dann die Erdäpfel noch schält für den Abend und daß das Geschirr abgewaschen wird.«

Die Alte stand schweigend auf und schlich an der Wand sich hintastend, weil sie niemand zur Stütze hatte, auf kranken Füßen ins Haus zurück.

Die Jüngere warf einen herausfordernden Blick zum Gast herüber.

Der Arzt sah sie scharf an. Aber er sprach nicht. Mit zorniger Hast verließ er den Garten.

Dem Wanderer war indessen alle Lust an der Reise vergangen. Er begann den Abstieg. Aber bald hielt er inne, blieb sinnend eine Weile stehen und begab sich dann noch einmal ins Dorf zurück. Hier fragte er nach dem Gemeindevorsteher und fand einen vernünftigen und auskunftswilligen Mann, dem er sein heutiges Erlebnis schilderte. Es war der Behörde wohl bekannt, daß die Großmutter im Wirtshaus ein schweres Leben habe. Die Ursachen, so erzählte der Vorsteher, lägen nicht so offen zutage, und gingen wohl in die Jugend der alten Frau zurück. Man erzählte sich, daß sie einmal einen Auswärtigen gern gesehen, einen vom Tal herauf. Gezwungenermaßen habe sie später einen Vetter, einen dem Trunk ergebenen Bauern geheiratet, mit dem sie schlecht gelebt und der zum Glück bald gestorben sei. Leider aber habe das einzige Kind dieser Ehe, ein Sohn, ganz dem Vater nachgeschlagen, selbst wiederum eine schlimme Heirat geschlossen und, die Mutter schon nie recht verstehend, sich allmählich ganz von ihr abgewandt. Ein wenig Schuld möge auch bei der Alten sein; denn sie habe immer eine merkwürdige Vorliebe für alles Fremde gezeigt, sich wohl auch zuweilen abschätzig über Einheimische und Einhei-

misches geäußert und manchmal ein Heimweh nach irgendeiner Weite gehegt, als ob sie nicht tags ihres Lebens im Tale selbst gewohnt, sondern etwa einmal irgendein schöneres Land gesehen habe.

Der Arzt fühlte seinen Herzschlag stocken. So war sein ahnendes Empfinden das richtige gewesen! Dann forderte er mit scharfen, entschiedenen Worten, daß die alte Frau nicht länger in den Händen der herzlosen Kinder gelassen werde. Ihre Gesundheit, selbst ihr Leben seien gefährdet. Ja, antwortete ihm der Bauer nach bedächtiger Landwürdenträgerart, es wäre allerdings im Gemeinderat auch schon die Rede davon gewesen, daß man einschreiten solle, aber — man mische sich eben doch nur ungern in die Rechte der Familie ein.

Der Kläger schwieg. Er schnallte seinen Rucksack fest und ging mit einem kurzen Gruß.

3.

In einem Garten, in dem weiße, gepflegte Kieswege grüne Rasenflächen durchschnitten, in dem die Rosen an hundert Stämmchen blühten und Gruppen von Bäumen kühle Schattenplätze bildeten, saß eine alte Frau in einem Fahrstuhl. Sie trug ein grobwollenes Tuch kreuzweise über die Brust gelegt. Aus ihrem einfachen dunkeln Kleid schaute an Ärmeln und Hals ein wenig von ihrem groben, weißen Linnenhemd und ließ die dünnen Armgelenke

und das kleine, feinwangige Gesicht noch brauner erscheinen. Kurzgeschnittenes, dünnes, weißes Haar legte sich wie Seide an den Schädel. Die Frau war eigentlich in den Garten hinausgestoßen worden, damit sie schliefe, aber das, das konnte sie nicht. Sie mußte immer wieder die Augen auftun und umher schauen, ob auch alles Wirklichkeit sei. Sie getraute sich auch nicht recht, sich in den gepolsterten Stuhl zurückzulehnen, und wenn sie die schönen, weißen Wege, die kunstvollen Anlagen und drüben das stattliche Landhaus ansah, dann klopfte ihr das Herz bis an den Hals und fragte sie sich, ob sie auch nicht da in fremdes Eigentum geraten sei, aus dem sie altes Bettelweib sich eilig wieder werde davonmachen müssen. Aber es war eben doch alles, wie es sein mußte. Sie war selber mit dabei gewesen, als der Gemeindepräsident daheim im Bergwirtshaus vorgesprochen und einen Brief vorgewiesen hatte, in dem ein fremder Herr sich anheischig machte, die altersschwache Frau, die zu Hause nicht die rechte Fürsorge habe, in Pflege zu nehmen. Hei, wie hatte da der Sohn und Wirt zuerst wüst getan, er vermöge die Mutter wohl zu erhalten und kein Fremder habe sich einzumischen! Aber der Vorsteher hatte diesmal nicht mit sich spaßen lassen. Gutwillig oder nicht, die Behörde habe über das weitere Verbleiben der alten Frau entschieden und er solle Gott danken, wenn für sie so ein trefflicher Aufenthaltsort gefunden worden sei. Sie selber

hatte dann freilich auch gezagt und wäre lieber noch die paar Lebenswochen droben zwischen den alten Bergen und in ihrem Gärtlein geblieben, aber der Vorsteher hatte ihr so zugeredet und — und — es war ihr so seltsam ergangen, so als zöge insgeheim etwas an ihrem Herzen. Vielleicht, weil ein Name unter dem Briefe, in dem fremden Namen ein bekannter Klang gewesen war.

Die kleine, alte Frau sandte ihre Blicke hierhin und dorthin. Jetzt sang ein kleiner Vogel neben ihr auf der Blautanne, jetzt kam ein Schmetterling geflogen, ein ganz dunkler, mit Flügeln wie Samt und setzte sich auf die große, weiße Rose dort. Er senkte die Flügel und stellte sie wieder und breitete sie dann ganz weit hin über die reinen, feinen Blumenblätter. Die Sonne schien ihn an. Wie wunderbar das war!

»Aber, aber Frau Marie,« sagte eine ruhige Stimme hinter ihr, »Ihr schlafet ja nicht.«

Sie schaute sich erschrocken und vor Verlegenheit zitternd um.

Das ernste, bleiche Mädchen, die Tochter des Hauses, stand wieder bei ihr. Sie hatte ein liebevolles, aber wie von einem verborgenen Schmerz gedämpftes Wesen.

»So, schlafe ich nicht?« fragte sie die Pflegerin ganz verwirrt. »Ich muß mich doch jedenfalls immer noch fragen, ob ich nicht schlafe oder träume.«

»Das wird schon anders kommen,« tröstete die getragene Stimme der anderen.

Da kam ein Ruf vom Hause her. »Sie folgt wohl nicht, Eva, wie?«

Man wußte nicht, ob der Arzt schalt oder scherzte. Das hatte die alte Frau schon gemerkt, daß man nicht recht wußte, ob er streng oder nur ein gutmütiger Polterer war. Aber die Stimme? Die Stimme? Es stieg in ihr etwas auf und legte sich als ein ganz dünnes Rot über ihre Wangen.

»Das ist der Herr Doktor, nicht wahr?« fragte sie leise und scheu die Tochter des Hauses.

»Ja,« lächelte diese.

»Der Herr Doktor Robert?«

»Gewiß.«

»Robert?«

Vielleicht hatte sie das letzte gar nicht mehr gefragt, sondern lag es nur noch auf ihren schmalen, flüsternden Lippen.

Der Kies knirschte. Der alte Arzt erschien, hoch, stark und stattlich.

»Frau, Frau,« zankte er,« das ist nichts. Bei mir heißt es gehorchen. Wenn ich sage schlafen, so schläft man.«

Das klang nun ganz meisterhaft, aber er trat neben ihren Stuhl, zupfte ihr das Tuch zurecht und faßte ihr Handgelenk, um ihren Puls zu fühlen. Dabei lag in seinem

Griff und in seinem Blick eine Güte, die seine Worte wie einen Scherz erscheinen ließen. — —

Am Abend saßen sie abermals im Garten. Am Abend, der in die Nacht verging. Die alte Frau war in warme Decken gehüllt. Sie hatte gebeten, noch draußen bleiben zu dürfen. Und es war ja Sommer. Die Vögel schwiegen. Die Falter hatten sich versteckt. Im Garten war viel Schatten. Aber am Himmel standen unzählige Sterne. Manchenorts standen ihrer so viele beisammen, daß sie wie weißer Wiesenschaum waren. Da und dort aber und dort und dort glühten und funkelten einzelne, und ihr Licht schien hell wie Mondschein.

Die drei sprachen nicht. Sie lehnten in ihren Stühlen und hörten den Wind in den Büschen flüstern. Zuweilen schauten sie nach dem Himmel. Vom Hause her drang ein wenig rotes Licht bis zur Stelle, wo sie saßen. Je stiller sie aber waren, um so deutlicher redeten die Stimmen ihres Innern. Der Arzt beobachtete die alte Frau. Er hatte sie untersucht, als man sie ins Haus gebracht hatte, und er wußte nun, daß sie zu harte Tage gehabt, daß sie nicht eigentlich krank, aber auch nicht mehr stark und wie ein Licht am Erlöschen war. Es war ihm seltsam zumut. Die Gefühle des Jünglings waren tot, der Greis kannte sie nicht mehr. Und doch erfüllte ihn eine andächtige, freudige, fast brüderliche Zärtlichkeit. Er lebte in einem wiedergefundenen Stück Jugend, wie in einem Traum,

der Vergangenes noch einmal lebendig macht. Aber er ließ sich von seinen Empfindungen nichts merken. Er steckte sich eine Zigarre an, schlug ein Bein übers andere und blies den Rauch in die Luft.

Die Alte, noch immer ein wenig fremd, lag und wagte nicht recht die andern beiden anzusehen. Und sah sie doch. Besonders ihren Beschützer. Sie wußte viel, obwohl man es ihr nicht sagte, noch sie von sich aus je den Mut gehabt hätte, daran zu rühren. Mit heimlicher Bewunderung erwog sie, in wie guten Lebensverhältnissen, verglichen mit ihrer Schlichtheit, ihr Gastgeber war, wie stattlich er sich noch trug. Ein wenig Angst hatte sie gar vor seiner knappen, fast barschen Art. Und ließ doch alles, was geschah, mit einem Empfinden tiefen Friedens geschehen. Gedanken gingen in die Heimat zurück und hatten sogar einen Anflug von Heimweh, nach den Bergen, selbst nach — nach denen, die sie mißhandelt, aber — sie störten das größere Behagen nicht, dieses sich Sinkenlassen in das, was hier so gut war.

Plötzlich fiel ein Stern. Langsam zog er eine gleißende Bahn und erlosch.

»Es ist wieder der Sternschnuppenmonat,« sagte die kleine, alte Frau. Sie wollte es sicher nur zu sich selber sagen; denn sie erschrak ganz, als sie hörte, wie laut ihre Worte waren.

Der Arzt sah sie nicht an. Er schaute nach dem Himmel und antwortete nicht.

Aber die Jugend war wach. Zwei Liebesleute saßen auf einer Bank und — —

Wie seltsam das war!

Das schlanke, alternde Mädchen, die Tochter, saß zwischen ihnen. Sie spürte Dinge, die ihr niemand verraten — der Vater hatte ihr nur kühle Gründe für die Verbringung der Alten in sein Haus genannt, — sie rührten an ihr eigenes Herz und an dieses Herzens geheime Beschwerde. Sie saß ganz still und freute sich doch, als ob etwas Feierliches sich begebe.

Am Hause tat sich eine Tür auf. Das rote Licht wurde heller. Der kleine, greise Kopf mit dem kurzen, seidigen Haar lag nun ganz in die Heiterkeit dieses Lichtes getaucht. Auch die Hände waren zu sehen, die unter dem Tuche sich hervorgestohlen hatten.

Die beiden anderen gewahrten, daß diese Hände gefaltet waren, daß die Lippen sich bewegten.

Die alte Frau wußte nicht, daß man es sah.

Man hörte ein Flüstern. Aber es war wohl nur der Wind. — —

Die Beiden und Florentin

Der Julitag war voll lastender Schwüle. Stumm, nicht in einem kleinsten Blatte bewegt, ragten die beiden vor dem Bauernhause stehenden alten Pappeln zum wolkenlosen und in seiner Bläue brennenden Himmel auf. Zwischen ihren dünnen Zweigen zitterte die heiße Luft, daß es aussah, als ginge der Baum in Flammen auf. Dasselbe heiße Zittern flog um das mächtige schwarze Schindeldach des Gutes »Seerüti«.

Frau Barbara Amstein, die durch die niedere Wohnstube nach der Schlafkammer hinüber wollte, bemerkte, daß an einem Fenster der Laden noch offen stand und die Sonne dort glühend auf Bank und Tisch quoll. Sie ging und zog das Holzbrett hoch. Ihr Blick fiel hinunter auf die Wiesenhalde mit den Obstbäumen und den großen See, der in der Tiefe lag und in dessen Spiegel unzählige goldene Funken sprühten. Nirgends war Laut. Nirgends war Leben. So heiß es im Hause war, verglichen mit der Glut da draußen war es kühl.

Frau Barbara schauderte leise zusammen. Vielleicht war es ein Fieberschauer, wie ihn übergroße Hitze verursacht, vielleicht war die Erregung schuld daran, die in der Bäuerin Innerstem war und von der man doch in ihrem ruhigen, glatten, starken Gesicht nichts sah.

Die übergroße Stille der Außenwelt hatte im Hause ein atemloses Echo. Ich hätte einen der Leute hierbehalten sollen, dachte Frau Barbara. Man weiß nie,

wann man jemand braucht. Sie ging der Tür der Nebenstube zu.

Als sie diese sacht auftat, setzte das eigentümliche Gefühl von Angst oder Schmerz oder fast körperlicher Schwere, das in ihr war, einen Augenblick aus. Ihr Blick fiel auf das Bett, wo der Bauer Florentin, ihr Mann, lag. Man sah seinen Kopf, hochgestirnt, von schwarzem, etwas krausem Haar umstanden, das Gesicht bleich, der schwarze Bart lag auf der weißen Decke genau zwischen die Arme gebettet, die weit ausgestreckt mit braunen Händen und Gelenken aus den Ärmeln des weißen Hemdes schauten. Nur an den beiden Schläfen trug dieser Kopf angegraute Stellen. Frau Barbara fand in diesem Augenblick, sie seien weißer, als sie noch in der vorigen Woche gewesen. Sie behielt aber die Klinke der Tür in der Hand und zog diese ganz langsam wieder zu. Der Kranke schlief. Er hatte lange nicht geschlafen, dachte Frau Barbara. Sie wollte ihn jetzt auf keinen Fall stören. Jetzt erinnerte sie sich auch, daß sie wissentlich alle Knechte und Mägde hatte weggehen lassen, weil es sie verlangt hatte, ganz allein mit Florentin zu sein. Ein unbewußtes, starkes, eigentümliches Verlangen! Benommen von einer Unsicherheit über sich selbst, beschwert überhaupt von hundert auf sie eindringenden Gedanken, schritt sie zur Fensterbank der Wohnstube und ließ sich da nieder. Der freie Augenblick, den der unerwartete Schlummer des Kranken

ihr verschaffte, hätte zu allerlei liegengebliebener Arbeit verwendet werden sollen, allein sie kam von ihren Gedanken, von diesem dumpfen Hang, über etwas in ihr Glutendes und Blutendes klar zu werden, nicht los. Sie lehnte den starken Rücken gegen das Fenster, legte die Hände auf die Knie und sah gerade vor sich hin. Die Stirn zog sie in wagrechte Falten, als schmerze sie sie. Dabei verschob sich der dünne Zopf, in dem sie ihr gelichtetes Haar fest, allzu fest an den Kopf gesteckt hatte, und sie griff mit den Händen danach und brachte eine Nadel besser an. Wie schwarz und voll Florentins Haar im Gegensatz zu ihrem ganz grauen geblieben war, dachte sie dabei.

Florentin Amstein war krank. Sehr krank, sagte der Arzt. Das Herz stand ihr still vor Schrecken, wenn sie an die Gefahr dachte, die des Doktors Gesicht ihr verraten hatte. Fünfundzwanzig Jahre waren sie nun verheiratet, zwei Töchter waren ihnen schon weggezogen in eigenen Hausstand. Seit einem Jahr hausten sie und Florentin wieder allein, wie sie im Anfang ihrer Ehe allein gewesen. Glückliche Jahre! Florentin war nicht der Erste, Beste. Nein, äußerlich schon der Stattlichsten einer. Von einer überlegenen Ruhe, mit der er die Dienstboten, wie die ganzen Leute im weiten Umkreis in Respekt hielt, von einer Klugheit, die ihn die Dinge des Alltags ebenso scharf und klar beurteilen und entscheiden

ließ wie die Fragen des öffentlichen Lebens, zu denen er in mancher Amtswürde Stellung nehmen mußte. Ein liebevoller Vater! Allezeit gut gegen sie selbst! Nicht mehr so liebebeflissen vielleicht in den letzten Jahren wie damals, da die Herzen noch brannten, aber immer rücksichtsvoll, immer zartfühlend, immer ritterlich, fast wie ein vornehmer Herr. Sie wußte nicht, ob sie ihn mehr liebte oder mehr achtete! Er war ihr eine Art Herrgott geworden, aber sie ließ ihn nicht merken, wieviel sie über ihn nachdachte und wie sie ihn in ihrem stillsten Herzen anbetete, denn sie war keine weiche, vor allem keine ihre Gefühle verratende Frau. Undenkbar, daß sein Geschick sich je vom ihren löste! Er war nur drei Jahre älter als sie selbst; sie hatte sich unbewußt darauf eingerichtet, mit ihm zu leben und zu sterben.

Und jetzt war etwas da, was — wie eine dunkle, furchtbare Wetterwolke sich ihr vor die Augen schob. »Ich fürchte, er wird nicht durchkommen,« hatte der Doktor gesagt.

Frau Barbara rückte auf der Bank. Es zog sie zu Florentin zurück. Aber dann scheute sie den Lärm, den die Tür machen würde. Sie wartete. Und sie grübelte weiter. Das war wohl schon die beginnende Krankheit gewesen, seine Zerstreutheit in den letzten Monaten! Auch die Ungleichheit seines Benehmens, bald gütiger denn je, bald unwirsch gegen alle im Hause und leicht

erregt. Die Krankheit! Mein Gott — und der Arzt sagte: Er wird nicht — durchkommen!

Die beiden Töchter waren gestern dagewesen. Sie wohnten auswärts. Sie hatten den Vater nicht bei Besinnung gefunden der hohen Fieber wegen. Sie hätten heute da sein müssen. Heute war er ganz klaren Sinnes gewesen. —

Frau Barbara hörte plötzlich ein Geräusch, als ginge eine Tür. Es wehte doch kein Wind! Es war doch niemand im Hause! Sie lauschte. Der Kranke regte sich noch immer nicht. Aber es war ihr, als hörte sie im Flur einen schleichenden Schritt. Sie fürchtete sich nicht. Nur die lastende Stille machte ihr Herzklopfen. Sie stand auf, öffnete die Stubentür und fuhr mit einem kaum hörbaren Ächzen zurück. Dann lächelte sie trotz ihres schweren Herzens. Es war nur des Nachbars kleine Rudla, die draußen stand, Florentins Patenkind, die jeden Tag nach ihm fragen kam.

Die kleine Rudla war freilich nicht mehr klein, sondern ein erwachsenes Mädchen, mit Haar wie gelbglänzende Seide, haselrutenbiegsamem Körper und einem Gesicht, an dem der liebe Gott seine Freude haben konnte. Aber Frau Barbara hatte bisher nicht darauf geachtet, daß jene schon den Zwanzigen zurückte. Sie hatte so halb und halb zum Hause gehört, war in Tochterrechte nachgerückt und, ach Gott, Florentin hatte an ihr den Narren ge-

fressen gehabt von klein auf und sie fast noch mehr verwöhnt als die eigenen Kinder. Auch Rudla hatte auf Florentin große Stücke gehalten, eigentlich mehr als auf sie, Frau Barbara, selber. So wenigstens hatte sie es manchmal empfunden. Aber, das war ja nicht verwunderlich, da er der Pate war.

»Wie geht es heute?« fragte Rudla Zurbriggen leise.

Sie erschien Frau Barbara ungewöhnlich bleich. Sie hielt wie jeden Tag ein paar Blumen in der Hand. Die pflegte sie jeweilen Florentin aufs Bett zu legen, wenn sie einen Augenblick zu ihm hinein durfte. Die Hand zitterte heute. Überhaupt schien es, als müsse ihr jeden Augenblick schwach werden. Frau Barbara wußte aber nicht, daß der Doktor auch am Nachbarhaus vorbeigegangen und auf Befragen des Bauern gesagt hatte, mehr als ein paar Tage könne er Florentin Amstein nicht mehr geben.

»Er schläft,« antwortete die Bäuerin Rudla. Eigentlich meinte sie, es habe keinen großen Zweck, daß das Mädchen hereinkomme, war auch bereit, ihr die Blumen abzunehmen.

Allein Rudla trat in die Stube. Sie hatte ein zartes Rot im feinen Gesicht. Sie war im Herzen unendlich bedrängt. Sie spürte, was die Frau vor ihr dachte, fühlte es bis in die Fingerspitzen, aber sie konnte nicht anders. Sie mußte wieder hinein zu ihm, zu — zu dem, der sterben würde.

»Wir dürfen ihn nicht stören,« sagte Frau Barbara im Flüsterton und schob Rudla gewohnheitsgemäß einen Stuhl hin.

Aber in diesem Augenblick klang aus der Krankenstube die tiefe, etwas heisere Stimme des Bauern: »Rudla.«

Beide Frauen fuhren auf, als ob jemand mit Gewalt sie hochrisse.

Aber Rudla zögerte sogleich; sie wußte, daß die andere das Erstrecht hatte, jener Stimme zu folgen.

Frau Barbara ging der Name, den Florentin gerufen, oder der Klang dieses Namens ins Innere wie ein Stich. Das war nie gewesen. War nun der Gedanke von vorhin schuld daran, daß die Nachbarstochter nun erwachsen sei, oder der andere, daß sie so seltsam klettenhaft dablieb, oder die plötzliche, blitzähnliche Erwägung, daß Florentin am Ende gar nicht geschlafen habe, daß er nur nicht — mit ihr habe reden mögen.

»Komm,« sagte sie indessen und ließ Rudla vor sich her in die Schlafkammer treten.

»Guten Tag, Pate,« sagte Rudla und legte wie stets die Blumen auf sein Bett, während er ihre Linke nahm, festhielt und antwortete: »Ich danke dir.«

»Wie geht es?« fragte das Mädchen mechanisch weiter.

Der Kranke preßte ihre Hand in der seinen, aber auch sie drückte ihre schlanken Finger zusammen. Die Hände redeten. In Rudla stieg ein Schluchzen auf, das sie nur

mühsam unterdrückte. Das Zittern der Lippen vermochte sie nicht zu verbergen.

Frau Barbara stand dabei und hörte dieses Schluchzen, das doch nicht zum Leben gelangt war. Oder vielleicht ahnte sie es nur, weil sie das befangene Fliegen an den Lippen sah.

Florentin war dem Gaste noch die Antwort auf seine Frage schuldig. Aber er gab sie zuerst nur mit den Augen, die er groß auf Rudla richtete und in denen das Fieber, das ihn verzehrte, brannte. Es war etwas in diesem Blick, was nicht nur von körperlicher Krankheit zeugte, sondern eine seelische Qual verriet, die heißer als das Fieber war.

»Merkwürdig,« dachte Frau Barbara. War er nicht mehr ganz bei sich selbst?

Jetzt sprach Florentin: »Gut geht es nicht. Was soll ich dich anlügen?« Er stemmte den einen Ellbogen aufs Kissen und richtete sich damit auf.

»Bleib liegen,« sagte Frau Barbara.

Aber nun saß er schon aufrecht und zeigte seine breiten Schultern, die kräftige Brust, den Tellenkopf. Sein Gesicht sah aus wie der Tod und der Bart wie ein tiefschwarzes Trauertuch. Aber die Stirne, auf der ein kalter Schweiß zu perlen begann, war etwas vorgebeugt, als müßte der Bauer damit durch eine Wand stoßen. Florentins Letztes, Tiefstes und Verborgenstes bäumte sich in diesem Augenblick auf. Stunden-, nein tagelang schon

hatte es in ihm gebrodelt, wie ein See an seinem verborgenen, jähen Abfluß kocht. Und nun kam alles an die Oberfläche, was er zusammengegrübelt und sich und anderen schuldig geworden glaubte in diesen Minuten der nahenden Entscheidung. »Jetzt muß Wahrheit sein,« fuhr er mit einer Stimme fort, die die Mühseligkeit verriet, mit der er die Worte aus sich selbst wie aus einem tiefen Brunnen heraufholen mußte.

Frau Barbara wehrte nicht mehr ab. Ihr Herz begann nur in Furcht vor dem Kommenden zu hämmern.

Rudlas Atem stockte. Sie war jung und sie fühlte vor allem nur, daß Florentin Amstein am Tode war. Etwas anderes konnte sie nicht denken.

Florentin hielt noch immer ihre Hand. »Laß die Rudla hier,« sagte er jetzt mit einem bitteren und strengen Ernste zu seiner Frau. Er wußte, daß er ihr jetzt ein Messer ins Herz stoßen mußte; aber er konnte nicht anders. Und er war bereit, mit seinem Leben dafür zu zahlen. Nun fuhr er fort: »Es ist noch manches zu sagen und wenig Zeit. — Sag' den Gemeinderäten, Frau, daß sie den Schulhausbau wagen, aber mit der alten Kirche sich noch begnügen. — Holz sollen sie schlagen. Das bringt Geld, aber das Wiederaufforsten mögen sie nicht vergessen. Die Kinder sollen nicht unsere Schulden bezahlen. Auch die neue Wasserversorgung muß ehestens her. Man hört jede Woche von einem neuen Dorfbrand. — Das für die

Gemeinde! — Und jetzt zu dir und mir. — Ich bin dir untreu, Frau. Und ich bin es doch nicht. Ich bin dir im Herzen vielleicht nicht mehr der, der ich dir an unserem Hochzeitstage war. Aber ich habe durch viele Jahre gelernt, in dir das Beste, Lauterste zu sehen, was einem das Leben geben kann. Ich weiß nicht mehr recht, wie die Barbara von zwanzig Jahren aussah, aber ich weiß einen Kameraden, einen guten Geist im Hause — alle Hochachtung vor dir, Frau. Du hast mir nie anderes als Gutes getan.«

Er machte mit der starken Hand eine merkwürdige, grüßende Bewegung, so als ziehe er den Hut vor Frau Barbara.

Die hatte sich auf den Stuhl am Bett gesetzt. Die Knie trugen sie nicht mehr. Es war ihr, als wanke das Haus und müsse in der nächsten Minute über ihr zusammenkrachen. Wo zielte das alles hin?

Der Bauer sprach weiter: »Sie weiß es, Rudla weiß es, ich habe sie gelehrt, daß wir — daß du eine Seltene bist. Aber — nein — nein, denke nicht, daß ich durch Schönreden etwas besser machen will. Wie — und wann es gekommen, wissen wir beide nicht. Ich habe sie oft gefragt, wie das sein kann, daß eine von ihren Jahren, — was sie an mir sieht — —«

»Alles,« unterbrach Rudla. Seltsam durchschnitt dieses kleine Wort die seinen, mit schmalen Lippen, knapp, fast

hart gesprochen, während vorher ein Schluchzen sie erschüttert hatte.

Florentin richtete sich noch höher auf. Sein Gesicht bekam einen fast verklärten Glanz. Er sah um viele Jahre jünger aus. »Es kam noch einmal, nach vielen, langen Jahren,« sprach er weiter. »Nicht von dir, Barbara, von einer anderen. Ein Wunder, — nicht wie Nachsommer im Herbst, sondern als hätte sich das Jahr noch einmal gewendet, und es blühte kurz vor dem Schnee, aber ein ganzer Frühling, einer, wie man ihn nie erlebt.«

Der Bauer hatte Rudlas Hand losgelassen. Er brauchte seine beiden, um seinen Worten Nachdruck zu geben. Die Bilder, die Sprache genügten ihm nicht. Er machte Bewegungen, als sehe und zeige er blühende Bäume und weiten, blauen Tag und Gärten voll Rosen.

»Wir haben einander lieb, die Rudla und ich,« schloß er.

Frau Barbara saß da wie ein Steinbild. Sie war starr. Fröste erfüllten ihr Inneres. Sie ermaß noch nicht, was sie hörte. Sie fragte sich auch, ob der Kranke nicht irre rede. Aber sie wußte sogleich, daß dem nicht so war.

Rudlas Atem flog. Sie lauschte wie auf ein Evangelium.

Plötzlich stockte Florentin. Der fast seherische Ausdruck seines Gesichts machte einer jähen Veränderung Platz. Seine Züge verzogen sich, als fasse sie ein Krampf. Der Oberkörper schwankte.

Da erwachte die Bäuerin. Was sie gehört hatte, fiel ab von ihr. Sie sah, daß die Pflegerin nötig war. Schon stand sie am Bett und stützte Florentin.

Er hing schwer in ihrem Arm, sein Blick hatte etwas Brechendes; aber er sprach mühsam weiter: »Man wird sagen: der Mensch soll Herr werden über sich selber. Man wird sagen: Es gibt eine Pflicht, die über alle Wünsche geht. Aber es gibt auch eine Pflicht gegen die eigene Seele. Man sucht nach dem Mittel, Leute äußerlich wieder jung zu machen. Aber wenn einer im Innern noch einmal jung wird, dann soll er mit Gewalt bleiben, wie das graue Haar es ansagt. Das ist Narrheit! Das ist Frevel wider die Natur!«

Er erhob die geballte Faust und schwang sie drohend. Noch einmal schien alle Energie sich in diesem Schwunge seines Armes, dieser Gebärde seines Widerspruchs zu sammeln; dann lehnte er sich nach hinten. Eine Ohnmacht umfing ihn.

Frau Barbara ließ seinen Körper in das Kissen zurückgleiten. Dann schritt sie zu einem nahen Tisch, nahm eine Kampferspritze, die dort lag, und stach sie mit sicherer Hand dem Mann in den Arm; der Arzt hatte sie gelehrt, was zu tun sei.

Rudla stand wie angewurzelt am gleichen Fleck. Der Kranke hatte aus den Kissen sie unverwandt angeschaut, als fordere er sie zum Bleiben auf. Aber sie fand wohl

doch, daß sie gehen sollte. Sie schwankte; sie hätte sich am Bette niederwerfen und zu dem da sagen mögen: »Stirb nur nicht! Verlaß mich nicht, du.« — Aber sie wagte es nicht.

Frau Barbara sah, wie sie nach der Tür blickte. »Bleib da,« sagte sie.

Jetzt war Florentin eingeschlafen.

Die Bäuerin machte Rudla ein Zeichen. Auf den Zehen gingen beide zur Tür und ins Wohnzimmer hinaus. Die Tür ließen sie angelehnt.

»Eine Weile wird er Ruhe haben,« sagte Frau Barbara.

»Dann —« begann Rudla.

Frau Barbara sah sie an. Ein Rudel von Gedanken durchraste ihr Gehirn. Sicher: sie war schön, die Rudla, und jung und — sie begriff es, daß ein Mann Gefallen an ihr fand. Und — wenn es Florentin wohl tat, warum sollte sie nicht da bleiben? »Bleib hier, Rudla,« wiederholte sie.

Das Mädchen hatte Furcht vor ihr. Es fühlte sich schuldig. Aber die Angst um den Mann im Bett überwog. »Glaubt Ihr, daß er sterben muß?« fragte sie mit zerbrochener Stimme.

»Sprich nicht davon!« entgegnete die andere fast rauh. Dann sprang die Angst sie selber an: »Glaubst du es denn?« fragte sie.

»Es wäre schrecklich,« stieß Rudla heraus.

»Hast du ihn so gern?« fragte die Frau.

»Ich will nicht weiter leben, wenn —«

Frau Barbara wandte sich ab.

Rudla sah, wie sie sich in die geballte Hand biß, damit sie nicht weine.

»Ihr — er sagte mir immer, daß Ihr ihn sehr liebtet.«

Die Bäuerin achtete nicht darauf. »Was sagen deine Eltern?« fragte sie plötzlich.

»Die wissen es nicht,« gestand Rudla.

Eine Stille fiel ein.

Dann brach Rudla wieder trotzig los. »Es kann ja nicht sein, so mitten aus seiner Kraft. Das ganze Land würde ihn vermissen.«

»Sie wissen alle nicht, was er wert war,« sagte Frau Barbara. Es ging ihr seltsam; sie spürte noch immer den Riß in ihrem Innern, den die ihr gewordene Erkenntnis aufgezerrt, allein sie empfand jetzt viel mächtiger das, was Florentin ihr gewesen und daß niemand ihn gekannt und erfahren hatte wie sie. »Es ist kein Armer, dem er nicht gegeben hat,« sprach sie weiter, »kein Kind im Dorf, das ihm nicht nachspringt wie einem gütigen Vater, kein Unglücklicher weit herum, der nicht einmal seinen Rat geholt. Sie gingen doch alle viel eher zu ihm als zum Pfarrer.«

»Das weiß ich,« schluchzte Rudla.

»Selbst dem Tier gab er, was er ihm schuldig war,« fuhr die andere fort. »Ich ——«

Hier stockte sie. Ihre Stimme versagte. Sie hatte von sich reden wollen. Aber sie überwand es. Und die Angst um den, den sie gerühmt hatte, packte sie wieder. »Vielleicht ficht er es doch durch,« sagte sie. Dabei schoß es ihr durch den Kopf, was dann werden solle. Aber sie grübelte nicht weiter. Auch trieb die Unruhe sie wieder auf. Sie trat auf Rudla zu und berührte ihre Schulter leicht mit der Hand: »Wir müssen wieder zu ihm,« sagte sie.

Sie begaben sich in das Schlafzimmer zurück.

Florentin Amstein lag noch immer mit geschlossenen Augen da, und die zwei Frauen setzten sich an sein Bett und beobachteten seine Atemzüge, die unruhig und stockend waren.

Zuweilen suchte Rudlas Blick die Augen der Bäuerin. Sie hätte sie fragen mögen, ob dieses röchelnde Atmen schon der Tod sei. Aber die andere achtete nicht auf sie. Sie bewachte jede Bewegung des Kranken, und zuweilen glättete sie mit einer ruhigen Handbewegung eine Falte der Decke.

Eine Stunde verging, ehe Florentin wieder erwachte.

Und wieder fuhr Rudla auf und hatte das Empfinden, daß sie nun gehen müsse. Und wieder sah es Frau Barbara und schüttelte den Kopf, ihr bedeutend zu bleiben.

Florentin kam zum Bewußtsein. Er suchte Rudla. Dann schaute er nach seiner Frau. Beide waren noch da! Er atmete tief auf. Er wollte sprechen: »So bist du Barbara! Du tust, was ich von dir erwartete«. Aber er war jetzt schwach. Er versuchte die Hand nach der Bäuerin auszustrecken, aber sie lag ihm wie Blei auf der Decke. So trat alles, was er sagen wollte, nur in seine Augen. In ihnen flackerte Erregung, Dankbarkeit, Staunen und dann wieder, wenn er Rudla anschaute, Freude. Aber der Schatten der Erkenntnis stieg auf, daß es mit ihm zu Ende ging. Er fürchtete den Tod nicht. Aber er hatte noch ein Verlangen in sich, mehr Klarheit zu schaffen. Es quälte ihn noch etwas, was ungesagt war. Er suchte nach dem Ausdruck, der das in ihm brennende Verlangen schilderte, die Junge, Blonde dort, die ihm gehörte, an sich zu ziehen und bei sich zu haben im letzten, mächtigsten Augenblick und der doch auch wiedergab, mit welch feierlicher Liebe er der Stilleren, Älteren gedachte, die ein Leben mit ihm geteilt.

Abwechselnd reichten ihm die Frauen die Medizin oder schüttelten ihm die Kissen. Es gab sich von selbst, daß sie sich in die Dienstleistungen teilten.

Die Dienstleute kamen nach Hause. Vom Stalle muhten die Kühe. Es wurde Melkenszeit. Der Arzt erschien.

Florentin sprach noch immer nicht. Sein Atem flog. Er fiel von einem Schlaf in den anderen.

Der Arzt sagte zu Barbara: »Ruft mich! Er wird die Nacht nicht überleben.«

Sie nickte und war merkwürdig gefaßt. Sie geleitete den Doktor wieder hinaus.

Nachher flüsterte Rudla, man werde sich daheim wundern, wo sie bleibe. Frau Barbara aber erwiderte, daß sie einen Knecht hinüberschicken werde. »Sie werden begreifen, daß du mir helfen mußt.«

Rudla wurde nicht klug aus ihr. Etwas Unergründliches lag hinter ihrer Gefaßtheit: Liebte sie den Sterbenden nicht oder nicht mehr? Und was dachte sie von ihr?

Die Sterne traten an den Himmel. Es wurde kühler. Durch das geöffnete Fenster drang der süße Duft von Linden.

Noch immer atmete Florentin und schlief und sprach nicht, wenn er wach war, nahm nur die Tränke, die ihm die Wärterinnen reichten. Sie aber hatten noch immer nicht alle Hoffnungen aufgegeben und besorgten ihn und vergaßen sich selbst, während ihnen zuweilen der Herzschlag in ihrer Angst um ihn stockte.

Gegen Morgen stand im Nachthimmel nur noch ein Stern, hell und mächtig mit einem Licht wie ein Mond. Er stand zwischen den hohen Pappeln vor dem Hause und gerade über Florentins Fenster.

Es erwachte schon eine Glocke. Sie klang weit entfernt. Die Luft verschluckte immer wieder ihren Ton. Der war

wie ein ganz ferner Ruf. Florentin Amsteins Ohr aber fing ihn auf. Ihn ganz allein und ganz plötzlich, nachdem er lange nicht mehr gewußt hatte, was um ihn war. Und von ihm kam er zu den beiden zurück, die immer noch bei ihm im Zimmer waren. Immer noch! Beide!

»Rudla!« sagte Florentin. In dem Wort musizierte alles, worein er sich verloren und ausgeströmt hatte.

Dann streckte er die Arme gegen Barbara aus. Es war nicht zu mißdeuten. Er wollte ihr sagen, daß sie ihm den höchsten Dienst ihres Lebens getan. Aber die Finger verkrampften sich. Der Mund, der hatte sprechen wollen, zuckte und blieb geöffnet. Der Atem setzte jäh aus.

Frau Barbara griff nach der Medizin. Aber, erbleichend, ließ sie davon ab. Dann strich sie mit der Hand über Florentins Lider.

Vor dem Fenster leuchtete der Stern. Aber die Glocke schwieg.

In Rudlas Augen sprang der Schrecken. »Jesus, mein Gott!« sagte sie. Sie wollte sich am Bett niederwerfen. Aber sie wußte plötzlich, daß sie kein Recht dazu hatte. Da wandte sie sich stürmisch und eilte auf die Tür zu.

»Wohin willst du?« sagte Frau Barbara ganz still.

Rudlas Hand lag auf der Klinke. »Ich kann nicht sein ohne ihn,« stieß sie heraus.

Frau Barbara trat auf sie zu und faßte ihre Hand, dann, als sie sich wie eine Sinnlose sträubte, ihre Schulter.

Sie zog sie zum Bett zurück. »Ich weiß,« sagte sie, »so und nicht anders mußte man ihm anwachsen.« Sie hatte ein Herz wie von Blei. Sie war betäubt, wie wenn einer ihr mit einem Hammer vor den Kopf geschlagen hätte. Sie konnte nicht weinen, obwohl es ihr eine Erlösung bedeutet hätte, und doch fast aus Instinkt hielt sie das Mädchen bei sich fest und empfand es nicht als Last, daß sie da war. Warum wußte sie noch nicht.

Rudla fügte sich ihrem stärkeren Willen. Sie hatte sich selbst völlig verloren. Von einem fast körperlichen Schmerz geschüttelt, ließ sie sich von Frau Barbara leiten, wie sie wollte. Sie legte auch wieder Hand an, als diese dem Toten tat, was not war.

Eine alte Magd wurde gerufen und half Florentin ins Sterbehemd kleiden. Der Arzt kam und stellte den Tod fest. »Der beste Mann im Land,« sagte er, als er Frau Barbara die Hand drückte. —

Es wurde Tag. Dem Hin und Her des Gesindes gesellte sich das Kommen und Gehen von Kranzträgern und Beileidszeugen. Immer noch war Rudla da. Sie ließ sich von Frau Barbara etwas Essen aufnötigen. Ihr Vater kam, fand, daß sie zu Recht um den Paten trauere, und bemühte sich nicht, sie heim zu nehmen.

Die Schwüle wich. Wolken zogen auf. Ein feiner Regen fiel. In ihm richtete sich viel durstiges Pflanzenzeug grün und frisch auf, und es wehte kühl durch alle geöffneten

Fenster. Der Tag war geräusch- und arbeitsvoll. Dann kam eine Stunde, da die beiden Frauen wieder allein waren.

Sie gewahrten gleichzeitig, daß sie keine Menschen mehr um sich und für den Augenblick alle Arbeit getan hatten. Sie dachten wieder aneinander und an sich selbst. Rudla wagte irgendwie nicht, noch einmal vom Gehen zu sprechen. Frau Barbara saß auf einem Stuhl. Das Mädchen stand wie zwanzigmal des Tages mit zitternden Lippen am Bette und schaute auf den Toten, den sie bald vor Tränen nicht mehr sah.

»Einmal mußt du mir erzählen, wie alles gekommen ist,« sagte plötzlich die Bäuerin. Sie sprach ruhig. Sie wußte selbst nicht, wieso sie das konnte. Die dort war ihr wie eine Schwester oder wie eine erwachsene Tochter, die versteht, was man zu ihr spricht.

Rudla dachte, das würde sie nie Frau Barbara erzählen, nie.

Aber diese fuhr fort: »Ich will dir dann auch von meiner Brautzeit sagen.«

Rudla kam näher. Es rührte sie etwas an, daß sie nicht widerstehen konnte.

»Man weiß nicht, was es war. Seine Augen — die Güte —«

Rudla horchte auf. Auch sie hatte gegrübelt, was an Florentin gewesen sei, daß man ihm verfiel. Sie hatte

den Drang, auch ihr eigenes Empfinden zu erklären. »Ja,« sagte sie, »man weiß es nicht. Man mußte ihm vertrauen —«

Frau Barbara lehnte sich jetzt in einer leisen Müdigkeit in den Stuhl zurück. »Vertrauen?« dachte sie. Bitterkeit quoll in ihr auf. Aber sie sah, wie schön die andere war und wie jung. Und sie verstand. »Vielleicht ist es besser, wenn du jetzt einmal heimgehst,« sagte sie. »Aber komm nachher wieder. Wir wollen bei ihm sein, solang wir können.«

Zum erstenmal brach ihre Stimme.

Rudla gab ihr die Hand. Sie drückten fest zu. Dann ging das Mädchen. —

* * *

Die zwei Frauen wachten bei dem Toten. Seite an Seite, Frau und Patenkind, gingen sie hinter seinem Sarge und den Töchtern, vor den übrigen Leidtragenden.

Nach der Beerdigung, als sie Gelegenheit hatte, Rudla beiseitezunehmen, sagte Frau Barbara: »Ich weiß, daß es dich hart ankommen müßte, hier kein Recht mehr zu haben, wo du so viel ein- und ausgegangen. Willst du weiter zu mir kommen?«

Rudla, die noch immer sich nicht finden konnte, erwiderte, obschon sie ihr Heim hatte: »Ich wüßte sonst nicht, wohin.«

So sahen sie sich weiter.

Sie sprachen oft und je länger um so häufiger von Florentin Amstein. Ihr Tiefstes ging auf, wenn sie von ihm handelten. Immer rückhaltloser sprachen sie von ihm und dem, was sie mit ihm erlebt und für ihn empfunden hatten.

Einmal sagte Rudla: »Ich habe oft über dich nachgedacht, Frau Barbara. Ich kann aber nicht finden, warum du mich zu dir nahmst und woher du deine Nachsicht nimmst.« Die andere sah aus dem Fenster. Die Pappeln verloren schon die Blätter. Sie rieselten an den hohen Stämmen nieder wie dunkle Flocken. Im Garten blühten die letzten Astern. Frau Barbara antwortete: »Auch ich habe es besonnen. Wenn ich dich ansah, begriff ich ihn. Während ich mit dir lebe, verstehe ich ihn noch besser. Wir Frauen können die Liebe nicht erzwingen, wenn es Herbst wird, aber — was wir vermögen, ist, daß wir sie nicht in Neid klein werden lassen. Du hättest es auch noch gelernt.«

Rudla schwieg. Sie empfand, daß Florentin Amsteins Seele ihr nicht allein gehört haben konnte. Sie fühlte, daß ein Band zwischen ihm und der Frau vor ihr nicht zerrissen war. Als in diesem Augenblick Frau Barbaras Kopftuch, das sie vom Haar gelöst, zu Boden glitt, nahm sie es auf und reichte es ihr. Dabei neigte sie sich unwillkürlich, fast ehrfürchtig und vor etwas Unergründlichem.

Lucia

I.

Am Fenster des Drittklassewagens saß ein kleines Mädchen und schaute in die Landschaft hinaus, durch die der Zug fuhr. Zwar sah die kleine Lucia nicht, wie schön dieses Land war, nach dem die Fremden aller Länder pilgerten. Aber ihr Herz freute sich doch, und ihre Augen staunten, ohne es zu wissen, über das Leuchten, das vom Grün der Berghänge und Talwiesen und dem brennenden Blau des Himmels ausging, über die Macht dieser zwei Farben, gegen die weder das Staubgrau der Straßen noch das Silberweiß der Wasserfälle aufkam, und die an den Kämmen der Berge in einer duftigfeinen Grenzlinie geschieden waren. Lucia freute sich mit einer so großen Freude, daß sie aufhörte, mit der blonden Giorgina zu pappeln, die ihr gegenüber saß. Es war aber auch viel der Lust auf einmal. Wenn man bedachte, daß es jetzt in die Ferien heim ging nach Marogno di Sopra zur Nona, daß man ein paar Wochen lang nicht in der Trattoria des Giorgio Bianchi zu Bellenz Böden zu kehren, Gläser zu waschen und Fenster zu putzen brauchte, daß die Giorgina mitkam, des Bianchi Tochter, mit der die Lucia sich so wohl vertrug, und daß — Santa Maria — jetzt konnte man schon bald die karge Alpe sehen, wo über dem Dorfe Marco die Schafe und Ziegen weidete. Marco! Marco! Die kleine Lucia jubelte nicht, aber es schwindelte ihr. Ob es vom ungewohnten Eisenbahnfahren kam oder vom

langen in die Luft staunen? Sicher aber hatte Marco daran teil; denn es durchfuhr das Mädchen heiß und kalt, wenn sie an ihn dachte. An ihn nicht zu denken war jedoch hier, wo er zu Hause war, schwer.

Lucia war übrigens kein Kind mehr, obschon ihre kurzen Beine nicht von der Sitzbank auf den Boden reichten. Sie zählte achtzehn Jahre, genau wie die Giorgina, die Wirtstochter. Im Rahmen des Fensters war ihr Gesicht mit seiner braunen Farbe, seinen pflaumenblauen Augen und seinem in natürlichen Ringeln den Kopf umstehenden blonden Haar ein Bild für einen Maler. Nur durfte er die Lucia nicht aufstehen heißen, denn der Körper stand unterm Kopf wie etwas, das nicht dazu gehörte. Er war klein und gedrungen, hatte kurze, etwas krumme Beine und ebenso kurze Arme. Lucia wußte, daß sie nicht gewachsen war wie andere Leute; aber es hatte ihr bisher nicht viel Eindruck gemacht. Sie war von Bianchi und seinen Gästen dann und wann bewitzelt worden. Auch auf der Straße hatte sie jüngst einmal hinter sich zwei junge Burschen kichern gehört, sie sei wie eine wandernde Zwiebel; aber es hatte sie nicht weiter bemüht. Im Grunde waren auch alle Leute freundlich mit ihr und besonders die Giorgina eine rechte Freundin. Und die Giorgina war doch ein Prachtsmädchen, obwohl sie so gern nach den Männern sah. Sie trug sich sehr aufgeputzt, weiße Strümpfe, weiße Schuhe, ein weißes Kleid, auf

dem das rote Korallenkettlein am Halse wie Bluts-tropfen schimmerte. Sie rutschte immer auf ihrem Sitz; denn es lebte alles an ihr, aber jede Bewegung war voll angeborener Anmut. Sie hatte aschblondes Haar und weiche, etwas verschwommene Züge, deren Haut so glatt war, daß man versucht wurde, mit dem Finger daran zu tupfen. Vor allem aber hatte sie die merkwürdigen Augen. Sie waren blaßblau, aber sie schienen fast blond wie das Haar und so merkwürdig samthaft; man fühlte sich wie gestreichelt, wenn sie einen anschauten.

»Jetzt sind wir dann da,« sagte Giorgina aufseufzend. Die Zeit war ihr lang geworden, und sie war es müde, dem jungen Signore, der auf der Bank schräg gegenüber saß und sie seit einer Stunde angaffte, Augen zu machen.

Das Wort weckte Lucia. »Ja,« gab sie zurück. Ihr Herz klopfte. Und plötzlich entfesselte sich die Flut ihrer Rede wieder. Ja, ja doch, dort sehe man ja schon Marogno. Die Kirche! Ob das nicht eine wundervolle Kirche sei für ein so kleines Dorf? Und die Brücke über die Moscia. Ob Giorgina sehe, wie sich das in hohem Bogen schwinge. Und dort, dort liege auch Marogno di Sopra zwischen den Kastanien.

Giorgina lächelte. Sie wußte eigentlich nicht so recht, warum sie sich entschlossen, mit der kleinen Magd hierher zu kommen, und erwartete nicht viel von ihrem Aufent-

halt. Ein wenig reute sie die Fahrt schon; denn es schien ihr gar zu still in der Gegend. Aber sie liebte Lucia, weil sie anhänglich und dienstfertig und drollig war, weil man über sie lachen und sie verspotten konnte, ohne daß sie böse wurde, und dann hatte der Doktor Tognola, der mit ihrem Vater befreundet war, diesem geraten, sie in die Berge zu schicken, weil sie bleichsüchtig sei.

»Die Nona ist etwas sonderbar, du mußt nicht erschrecken,« sagte jetzt Lucia nach einem Augenblick plötzlichen und ängstlichen Überlegens. Es schien ihr wichtig, Giorgina noch vorzubereiten, da die Lokomotive jetzt der Station Marogno entgegenpfiff.

Gleich darauf hielt der Zug.

Die beiden Mädchen stiegen aus. Sie schritten, die Giorgina im weißen Schlemmerschuhwerk, die Lucia auf ihren klappernden Holzpantöffelchen die Straße entlang und über die schlanke, hohe Brücke. Die Lucia grüßte und erwiderte Grüße, die ihr von ihnen begegnenden oder unter Haustüren stehenden Frauen geboten wurden. Giorgina schaute etwas fremd umher. Männer waren nur ganz wenige sichtbar; denn aus Marogno zog über Sommer die ganze männliche Bevölkerung als Maurer, Kastanienverkäufer oder Früchtehändler in die Städte des Nordens hinaus.

Bald lag das Dorf hinter ihnen. Auf einem schmalen, der Moscia zu Seiten durch Wiesen und Weinreben hin-

führenden Sträßlein stiegen sie Marogno di Sopra entgegen.

Giorgina hob die feine Nase; die Ortschaft leuchtete ihr nicht recht ein. Sie lag wie ausgestorben da und war mehr ein Steinhaufen denn ein Dorf. Alle Häuser waren klein, aus rohem, unverputztem Mauerwerk aufgerichtet, auch die Dächer mit einer Art von dünnen Steinplatten bedeckt. Man sah kein Holzwerk, das Wärme und Wohnlichkeit gegeben hätte. Nur ein grüner Baum da und dort, ein Hollunderstrauch brachten Abwechslung in das nackte Grau der Mauerhaufen. Beim Näherkommen bemerkte dann allerdings Giorgina, daß es hier ebenso wie in Bellenz kleine Höfe, versteckte Loggien und winzige verwilderte Gärten gab, um deren Steinbalustraden und rohe Säulenpfosten sich Rosen schlangen, Rosen, die üppig blühten, obgleich keine Hand sich um sie mühte.

Die zwei Mädchen waren schweigend und jedes mit seinen Gedanken beschäftigt dahingegangen. Die Lucia trug nicht nur ihr Bündel, sondern auch noch den schweren Handkoffer der Giorgina. Niemand regte sich im Orte. Kein Hund bellte. Nur ein weißes Huhn schlüpfte irgendwo durch ein Gesträuch. Lucia stapfte voraus in die Dorfgasse, ihre Holzschuhe trommelten hell auf den runden Steinen. Es war eng und heiß in der Straße und dunkel. Giorgina dachte, sie würde bald wieder heimreisen. Aber

dann tat ihr die kleine Lucia leid, die sichtlich stolz war, heimzukommen.

»Ecco,« sagte Lucia jetzt und blieb, wo die Gasse am engsten war, vor einer Hausöffnung stehen, in der keine Tür hing und die infolgedessen etwas Gähnendes und Kellerhaftiges bekam.

Giorgina unterschied aber, als sie in den dunklen Gang traten, im Hintergrund eine verfallende, ausgetretene Steintreppe.

»Nona, guten Tag!« sang Lucia die Treppe hinauf. Sie sang wirklich; denn sie war jetzt so glücklich, daß ihr ein bloßer Ruf nicht genügte.

Nichts antwortete. Aber Lucia kannte die Großmutter und steuerte auf die Küche zu.

Auch hier nur ein Loch, keine Tür, und Rauchluft und schwarze Wände, so daß man zuerst nichts unterschied.

»Buon giorno,« wiederholte Lucia.

Ein unverständliches Murmeln kam als Antwort zurück. Auf einem Tabourett in der Nähe des verfallenen Herdes saß eine mittelgroße, hagere Frau mit kohlschwarzem Haar, ebensolchen Augen und einem runzligen Gesicht mit verdrossenem Ausdruck. Sie hatte ein schwarzes Kleid an, dessen Farbe ins Altersgrüne stach, und schälte Kartoffeln. Lucia legte ihr Bündel auf einen nahen Tisch, stellte den Handkoffer zu Boden und sagte zu Giorgina: »Ecco la nona.«

Giorgina war freundlichen Wesens. Sie lachte also die Alte an und wünschte ihr guten Tag.

Da stand diese auf, setzte die Schüssel beiseite und ließ die Schalen, die ihr auf der Schürze gelegen, zu Boden fallen. Sie war stolz, daß die Padrona der Lucia zu Besuch kam, wenn es auch lange gedauert hatte, bis sie sich zu einer Begrüßung bequemte. Sie sagte auch zu Giorgina, was für eine Ehre es für Lucia sei und fragte, ob die Eltern gesund seien. Es sei gewiß immer viel zu tun in der Wirtschaft, fuhr sie fort. Sie wisse es von Lucia, welch eine Goldgrube der Vater habe. Durch ihr von Natur aus mürrisches und wortkarges Wesen brach angesichts des ihrer Armut bedeutungsvollen Besuchs eine eifrige Liebenswürdigkeit. Lucia gegenüber aber blieb sie kurz angebunden und verdrossen, so daß Giorgina fast erschrak und mehrmals verstohlen nach der häßlichen Alten blickte.

Diese hieß die Enkelin den Kaffee vom Herde nehmen und Tassen aufsetzen. »Spute dich,« fuhr sie sie an.

Bald saßen die zwei Mädchen am Tisch.

Die Nona machte sich wieder hinter ihre Kartoffeln, schien sich mit Höflichkeit genug getan zu haben und kümmerte sich nun weiter nicht um den Gast. Sie sank in eine gewisse Dämmerigkeit des Geistes zurück, wie sie einen einsamen Menschen befallen mußte, der gleich ihr wochenlang nur mit ihren Hühnern zusammenlebte und kaum aus dem Hause kam.

Um so mehr erwachte Lucia. Sie kannte die Großmutter und wußte, daß sie im Grunde gutmütig war. So gab sie sich restlos der Freude hin, die Giorgina da zu haben. Sie vergaß, daß sie sich gesorgt, es möchte der Gastin zu armselig im Hause sein und fing an zu plaudern und zu scherzen. Der Kaffee sei gerade so kalt, wie er beim Bianchi damals gewesen, als er nachher die dicke Giuseppina, die Köchin, beim Kragen genommen. Wenn den der Dottore trinken müßte, der Advokat Peretti!

Hier kam auch Giorgina ins Lachen; denn der junge Mann, den Lucia nannte, war ein Stammgast ihres Vaters und kam, wie es hieß, nicht nur seiner Getränke, sondern auch seiner Tochter wegen so oft.

»Selbst Marco würde die Nase rümpfen,« kicherte Lucia.

Marco! Giorgina spitzte die Ohren. Lucia hatte soviel von diesem wunderhaften Marco erzählt, und er war eigentlich ein wenig Mitursache gewesen, daß sie sich entschlossen hatte, jene zu begleiten. Männer interessierten sie nun einmal.

»Wo ist Marco?« fragte jetzt Lucia die Nona.

»Was weiß ich?« gab diese zurück. Aber gleich darauf lachte sie lautlos und breit, so daß zwei große Zähne, die letzten ihres Mundes, sichtbar wurden. Dabei wunderte sie sich, was die Fremde sagen werde.

Giorgina sah sich unwillkürlich nach der Ursache ihres Lachens um.

Aber nun kicherte auch Lucia, schlenkerte ihre kurzen Beine und rieb ihre Händchen im Schoß; es war ihr unendlich fröhlich zumut.

An der rußigen Türöffnung lehnte Marco, der Hirt, wie aus einer Versenkung aufgetaucht. Er trug die Füße mit Fellen umwunden. Darum hatte er geräuschlos von der Gasse heraufgleiten können. Und er war von seiner Alpe herabgekommen, sobald er den Zug nach Marogno hatte einfahren sehen; denn er wußte, daß Lucia heute eintraf und die Tochter ihres Padrone mitbrachte. Er war ein guter Freund der Lucia und als sie noch bei der Nona gewohnt, ihr steter Begleiter gewesen, hatte jeden Abend bei den Frauen gesessen und am Sonntag erst recht; denn sein Hund, der auch Marco hieß, war so klug und weidegewohnt, daß er ihm stundenlang die Hut der Schafe und Ziegen allein überlassen konnte. Sehr oft freilich hatte auch Lucia bei ihm auf der Alpe gesteckt. Jetzt freilich war er, ohne daß er das sich gerade gestand, nicht der Lucia wegen gekommen. Irgendwie war seine Neugier auf die Bianchi, die er nicht kannte, gerichtet. Es gab wenig Frauen dazuland, und so war es ein Ereignis, wenn eine von auswärts kam.

Er lehnte am Türpfosten, ein großer, schlanker Mensch mit dunklem, leicht gewelltem Haar, einem vollen, hübschen, etwas sinnlichen Mund und einem Paar scharfer blauer Augen, die mit einem fast stechenden Glanze

aus seinem braunen Gesicht hervorleuchteten. Als Lucia, ihn bemerkend, ihr Kichern aufschlug, verzog er den Mund zu einem faulen Lächeln.

»Come stai« (wie geht es dir?) fragte er die kleine Kameradin. Es fiel ihm auf, daß die Lucia eigentlich ein Gesicht wie eine schöne Heilige habe. Er blinkte ihr mit den Augen zu und freute sich, daß sie wieder da war. Aber dann ließ er seinen Blick über die Giorgina hinspazieren, vom blonden Kopf an, von dem sie den Hut genommen, über die losen, weichen Glieder hinunter bis an das schlanke Bein. »Per Dio,« sagte er.

Wieder lachte Lucia und lebte den Triumph der Giorgina mit, die dem Marco so sichtlich gefiel. Sie hatte es übrigens nicht anders erwartet, ebenso wie sie gewiß war, daß auch die Giorgina den Marco als die Wichtigkeit von Marogno werten werde. »Guten Tag,« sagte sie jetzt zu dem Hirten und hüpfte von ihrem Stuhl. Mit zwei Schritten war sie bei ihm, umklammerte seinen Arm mit ihren kleinen Händen und schmiegte sich ohne Umstände an ihn. Sie hatte nie über ihr Verhältnis zu Marco nachgedacht. Er hatte sie gelehrt Karten zu spielen und Mora und aus Kastanien allerlei Gegenstände zu schneiden. Und er hatte sie geküßt und — er war eben Marco; er gehörte ihr wie die Nona oder Marogno di Sopra oder ihr eigenes Leben.

»Da ist Giorgina Bianchi,« sagte sie nicht ohne Stolz.

Die Giorgina stand mit der Lässigkeit einer Königin auf. Ihre Augen waren sanft über Marco hingeglitten, wie ein Samtbürstchen über einen feinen Hut, und sie streckte ihm mit einer langsamen und zögernden Gebärde die Hand hin.

Halb faul, halb zurückhaltend kam die braune Pratze Marcos ihr entgegen.

Die Hände legten sich ineinander und verlängerten gleichsam spielend den Druck. Dabei lachten sie einander an. Ein jedes fühlte, daß das andere es erwartet hatte.

Lucia bemerkte, wie sie voneinander benommen waren. Sie wollte noch stolz sein, aber ihr Herz krampfte sich leise zusammen; sie kam sich ein wenig vergessen vor. »Willst du Kaffee?« fragte sie Marco.

Er kam heran, setzte sich mit breit aufgestemmten Ellbogen an den Tisch und fing an, aus der Tasse zu schlürfen, die Lucia ihm gefüllt hatte.

Giorgina fragte ihn, wo er seine Herde habe.

Da begann er von Hund und Herdvieh zu erzählen und bald war eine Unterhaltung im Gang.

Die Nona sah von ihrer Arbeit weg auf die Gruppe. Dabei kam ihr die Freude über den Besuch der Bianchi abhanden. Sie dachte, ohne sich Rechenschaft zu geben weshalb, jene wäre besser daheim geblieben. Und weil Lucia sie mitgebracht hatte, fuhr sie diese unwirsch an,

ob sie den Koffer der Padrona nie ins Zimmer hinauftragen wolle. Aber im Grunde entsprang ihr Ärger der Liebe zur Enkelin.

2.

Die zwei Mädchen hatten eine gemeinsame Stube. Und sie war schöner als Giorgina es erwartet hatte. Sie war wie eine Insel in dem schmutzigen und dunkeln Hause. Ihr kleines Fenster lag so, daß es zwischen zwei Nachbarhäusern hindurch noch eben ein winziges Stück Grün erblicken konnte, das zur Alpe des Marco gehörte. Auf dem Gesimse stand ein Rosenstock mit roten, schweren Blüten. Das große, breite Bett, in dem die Mädchen schliefen, hatte einen sauberen Bezug aus weiß und blauem Bauwollstoff. Hier fühlte sich Giorgina nachts recht wohl; denn sie meinte dann, Marco sei ihr ganz nahe. Und Marco bedeutete ihr die Freude von Marogno. Nicht daß sie ihr Herz ganz und gar dem Hirten verschrieben hätte, dafür hatte sie zu zahlreiche Anwärter auf dieses schon in Bellenz zurückgelassen, allein sie dachte nicht mehr wie im ersten Augenblick daran, ihren Aufenthalt in Marogno abzukürzen, sondern sie ließ es sich da wohl gefallen, weil eben Marco da war.

Am Morgen nach der Ankunft hatten die Mädchen den Hirten auf seiner Alpe besucht. Giorgina hatte dazu gedrängt, Lucia es weniger eilig gehabt. Sie ahnte, daß

sie dabei eigentlich überflüssig sein werde. Überflüssig war sie auch gewesen, Marco hatte dem Gaste seine ganze Zeit gewidmet.

Lucia redete sich ein, daß dem so sein müßte, daß Marco ihr ja auch einmal alle die Berge erklärt, die man von der Alpe del Bosco aus sah, daß er ihr die Höhle gezeigt, die in einem Felsen am Alpausgang sich befand und auch vor ihr seinen Hund allerlei Kunststücke hatte machen lassen. Aber sie war doch traurig; sie konnte sich über die Giorgina nicht mehr freuen, begriff nicht, warum sie sie so gern gehabt, hatte kein Vergnügen an ihrer Ferienzeit und sah den hellen, herbstlichen Himmel nicht mehr. Ihr Herz brannte sie.

Und doch ging sie wieder und wieder mit zur Alpe. Giorgina wollte es so, und sie war ja noch immer die Tochter des Padrone.

Die Alpe war ein Garten Gottes. Sie lag nicht sehr hoch, sonst hätte Marco nicht alle Augenblicke im Dorf auftauchen können, allein sie lag hoch genug, daß die Tannen nur mit ihren Spitzen auf ihre grüne Fläche schauten und die Einsamkeit auf ihr Königin war. Ein Garten Gottes war die Alpe del Bosco. Selbst Lucia fühlte das noch und liebte das Kurzgras, das weithin vor ihren Füßen stand, von gelben und blauen und dunkelvioletten Blumen durchstickt. Schmetterlinge, die beinahe noch farbiger als die Blumen waren, taumelten

über das weiße Feld wie vom Winde verblasene Blütenblätter, und manchmal strich der Wind selbst über die kurzen duftenden Halme und zog seltsame Furchen durch sie. Das war schön, dachte Lucia. Kleine Glocken klangen, merkwürdige, ganz tonlose, wie aus gebrochenem Metall und daneben silberne, feine, wie singende Kinderstimmen. Sie tönten urplötzlich an allen Ecken und Enden auf, wo man sie gar nicht vermutet hatte, und gaben jetzt nur einzelne Laute her und jetzt eine ganze Melodie, klangen bald wehmütig und bald ausgelassen, je nachdem die Schafe und Ziegen, die sie trugen, langsam weideten oder in Sprüngen sich ergötzten. Das war schön, dachte Lucia. Jetzt kam Marco. Nicht Marco, der Mann, sondern Marco, der Hund, das große, gelbe, zottige Tier. Immer, sobald er Lucia erblickte, kam er über die Weide gelaufen, wedelte mit dem Schweife und legte den Kopf auf ihre Knie. Er machte sich mehr und mehr an sie heran und sah sie mit den großen, braunen Augen verlangend an, bis sie seinen Kopf streichelte. Das war schön, dachte Lucia.

Marco, der Hirte, aber und Giorgina streiften über die Alpe hin oder saßen hinter einem Steinblock. Sie konnten nicht bei Lucia sitzen; denn Marco hatte seinem Gaste immer noch so vieles Neue zu zeigen. Aber sie paßten zu der Alpe. Lucia, obschon ihr Herz traurig war, sah mit einer Art Andacht den zwei schönen Menschen zu, wie sie

miteinander wandelten. In den lässigen, freien Bewegungen ihrer Körper allein schon lag ein seltsamer Rhythmus, als wären sie immer so nebeneinander geschritten. Sie fühlte, daß sie zueinander gehörten, und sie bewunderte ebenso die Giorgina und ihre blassen, kühlen, weichen Augen, wie sie erst jetzt so recht den Blick dafür bekam, daß Marco der schönste Bursche war, der ihr je überwegs gekommen. Freilich stand, wenn sie Marco sah, eine ganze Heerschar von Schmerzen in ihr auf. Sie erinnerte sich, daß sie sich wohl über das Mitkommen der Giorgina und die Heimkehr und die Ferien gefreut, daß aber doch das Eigentliche, das Endziel ihrer Freude Marco gewesen, Marco, der mit ihr gegangen, wie er jetzt mit der anderen ging, der einmal in seiner Sternennacht auf der Alp ihr zugeflüstert hatte, sie habe ein Gesicht wie die Madonna. Sie hatte ihn ein für allemal zu ihrem König gemacht, und nicht gedacht, daß sich etwas ändern könnte. Und nun? Die beiden vergaßen ihrer. Giorgina war ja immer freundlich zu ihr. Sie sprach ihr nur nicht von Marco, wenn sie allein beisammen in ihrer Kammer waren, und es schien Lucia, daß sie ihr das doch schuldig gewesen wäre. Und Marco tat erst recht, als sei nie etwas anderes als eine kühle Bekanntschaft zwischen ihr, Lucia, und ihm gewesen.

Einmal, als sie sie zu lange allein gelassen, schlenderte Lucia hinter den beiden anderen her. Sie hätte nicht gewagt, sich ihnen aufzudrängen, allein sie hatte das Be-

dürfnis, irgendwie und ganz von fern sich ihnen bemerkbar zu machen, damit sie wieder einmal ein Wort zu ihr sprächen. Das war auf der Alpe. Marco und Giorgina verschwanden hinter einem Felsen.

Lucia schritt über den Alpgrund. Mit den Holzpantoffeln zertrat sie dann und wann eine Glockenblume oder eine Lichtnelke, aber wenn sie es gewahrte, wich sie beiseite, als habe sie etwas Böses getan; denn mit Wissen tat sie auch den Blumen nichts zuleid. Sie kam an den Felsblock und hoffte von jenseits die anderen wieder erblicken zu können. Da hörte sie plötzlich ihre Stimmen ganz nah. Sie blieb erschreckt und unschlüssig stehen.

Jene schienen sich zu necken, denn Lucia hörte Giorgina mit lachendem »nein« und »laß mich« sich Marcos erwehren. Auf einmal vernahm sie ihren eigenen Namen. Giorgina sprach ihn in ihrer seltsamen verhaltenen und doch lockenden Art aus. »Lucia hat sich auf dich gefreut,« sagte sie.

Lucia kam nicht von der Stelle. Sie vernahm Marcos Antwort: »Sie ist ein gutes, kleines Ding.«

»Es wäre manche froh, wenn sie so hübsch wäre,« fuhr Giorgina fort.

»Der Kopf auf dem Körper. Unmöglich!« gab Marco zurück.

Und Giorgina kicherte. »Wie eine Puppe, die einen nicht zu ihr gehörigen Leib angenäht bekommen,« meinte sie.

Lucia fühlte, wie ihr das Blut heiß ins Gesicht stieg. Sie hielt sich mit den Händen die Ohren zu.

In diesem Augenblick brach Marco, der Hund, hinter dem Felsen hervor und sprang mit einem kurzen Bellen auf sie zu. Sie hatte vielleicht weinen wollen, aber das Tier umwedelte sie; sie mußte es streicheln, und so war ihr nur sehr wirr zumut, als drehe sich die ganze Alpe mit ihr.

Dann kamen die anderen. Sie schienen zu ahnen, daß sie etwas von dem Gespräch erhascht haben könnte. Sie waren verlegen.

»Setze dich zu uns,« sagte Marco gnädig.

Sie gehorchte, ohne zu wissen, was sie tat.

Aber es war merkwürdig, als sie neben den anderen am Fels saß, vergaßen sie ihrer wieder und Marco spielte mit Giorginas aschblondem Haar.

Lucia drückte zweimal heimlich eine Träne aus, die ihr ins Auge kam.

Marco sah es nicht. — Ein anderer Mensch, ein anderes Mädchen in Marogno di Sopra, das war ein Ereignis gewesen! Und diese Giorgina! Es war nicht wie ein Blitz in ihn hineingefahren. Aber seit er sie zum erstenmal gesehen, hatte es von seinem Herzen aus ihn mit seltsamer, rinnender, steigender Wärme durchströmt bis in jede Pore. Jetzt sprühte in ihm schon aus mottender Glut zuweilen eine Flamme.

Er saß neben Giorgina und sah über die grüne Alpe. Zuweilen tat er einen schrillen Pfiff, wenn eine der Ziegen sich zu entfernen schien oder die grauweiße mächtige Herde der Schafe sich der Alpseite zu sehr nahte, wo die Grasebene in jähem Felsabsturz mündete. Der Hund setzte in großen Sprüngen hinüber und trieb die Tiere zurück. Marco sah gedankenlos zu, aber daneben lauschte er mit allen Sinnen nach der hinüber, die an seiner Seite saß. Er tändelte mit ihrer Hand, mit ihrem Haar, dem er die Nadeln entnahm, daß die Flechten sich lösten. Und zuweilen schob er einen Arm um ihre Hüfte und zog sie näher an sich heran.

Giorgina lachte viel, ein leises, lockendes Lachen. Sie blickte ihm oft plötzlich gerade und mit Bedeutung in die Augen, und wenn seine Finger sich um die ihren schlossen, gab sie den Druck bewußt und mit einem redenden Zögern zurück.

Es war ein Spiel, das sie miteinander trieben. Aber Marco geriet immer mehr in Eifer, während Giorgina nur ihr Augenblicksgefallen daran hatte und es fertig brachte, sich dann und wann plötzlich nach Lucia umzudrehen, als ob sie sie neckisch fragen wolle, was sie zu allem sage.

Die kleine Lucia saß auf Kohlen. Nie in ihrem Leben hatte sie sich so wenig zu benehmen gewußt. Zuletzt, als sie es nicht mehr aushielt, sprang sie auf, stammelte etwas

davon, daß sie heim müsse und ging, ohne sich ein einziges Mal umzusehen, dem Alpausgang zu. Dabei war ihr, als tändelten noch immer die beiden anderen neben ihr und in ihren Ohren oder vielleicht mehr in ihrer armen flatternden Seele tönte das Wort Marcos nach: Der Kopf auf dem Körper! Unmöglich!

An diesem Abend suchte Lucia zum erstenmal in dem Spiegelscherben, der in ihrer Stube hing, mehr als nur ihr Gesicht zu sehen. Sie maß ihre Arme, sie schritt in der Kammer auf und ab, in die Giorgina noch nicht getreten war, und suchte sich zu vergewissern, ob sie wirklich ein zwergenhafter Mensch sei. Sie erwachte zum Bewußtsein ihres Körpers. Was die Spötteleien der Wirtsgäste zu Bellenz nicht vermocht, das bewirkte jetzt der Kummer über Marcos Ausspruch. Sie dachte über sich selbst nach und belog sich nicht. Sie sah, daß alles so war, wie Marco sagte, ja es schien ihr viel schlimmer. Sie kam sich unsagbar häßlich vor. In diesem Augenblick hörte sie Giorginas Schritte. Sie kämpfte mit dem Weinen. Aber dann nahm sie sich mächtig zusammen. Sie wußte wohl, woher die andere kam. Marco stand ja jetzt jeden Abend bei ihr unten im Hofe, oder sie schlenderte mit ihm noch über den einsamen Wiesenpfad, der hinter den Steinhütten des Dorfes vorbeiführte.

Jetzt tat Giorgina die Tür auf und schob sich mit einer sachten, schlangenhaften, aber anmutigen Bewegung

herein. Sie hatte, wie Lucia bemerkte, ein wenig gerötete Wangen, so als sei sie rasch gelaufen, auch zitterte ihre Lippe wie in leiser Verlegenheit. Sie fühlte, daß sie für ihr Wegbleiben eine Erklärung geben sollte; allein, da sie von Marco nicht sprechen mochte, trällerte sie nur vor sich hin, bestrebt, zu beweisen, daß sie in einer Stimmung vollständigen Gleichmuts sei. Sie ahnte auch, daß sie in diesen Tagen die Zuneigung der kleinen Lucia eingebüßt, und daß sie dieser im Wege war.

Die Herzlichkeit im gegenseitigen Verkehr, die Lucia und Giorgina in Bellenz, auf der Herreise und noch in der ersten Zeit ihres Aufenthalts zu Marogno gehabt hatten, war ihnen verlorengegangen. Lucia freilich fühlte sich noch zu sehr als Dienerin, als daß sie unfreundlich geworden wäre; aber sie hatte aufgehört, mehr mit Giorgina zu plaudern als sie mußte und diese wiederum nahm sich die Mühe nicht, daran etwas zu ändern. Giorgina war eitel und oberflächlich. Sie hatte gegenwärtig wenig anderes zu denken, als daß es vergnüglich sei, mit Marco, dem Hirten, zu spielen. Höchstens, daß sie von der einen Spielerei aus an die verschiedenen Techtelmechtel sich erinnerte, die in Bellenz angesponnen blieben und diese je nach dem Grad der Zuneigung wertete, die sie just für Marco empfand. Lucia galt ihr innerlich nicht viel. Ihre Gutmütigkeit und Dienstwilligkeit hatten ihr gefallen, und so lange jene sie mit guten Worten und Taten

umworben, hatte sie sich das lächelnd gefallen lassen, allein die eingetretene Kühle machte ihr keine weitere Beschwer.

Auch jetzt schickte Giorgina sich nach Überwindung der flüchtigen Befangenheit an, sich zu entkleiden und tat, als wäre die andere Luft. Lucia aber verlor die Geduld. Warum erzählte Giorgina nicht, wie sie früher getan, von ihren Erlebnissen? Warum war sie falsch? In einem Gemisch von Zorn und Kummer fragte sie plötzlich: »Ist Marco unten gewesen?«

Giorgina sah sie an und lachte halb dumm, halb hinterhältig. »Natürlich,« gab sie zurück.

»Er ist jetzt immer bei dir,« fuhr Lucia beharrlich fort. Als sie das sagte, empfand sie neben dem Schmerz, der sie brannte, etwas wie Ergebung, ja eine leise, wehmütige Freude. Am Ende, wenn Marco der Giorgina gut war, sie waren ein schönes Paar, sie paßten merkwürdig zusammen!

Wenn jetzt die andere ihr gestanden hätte, daß sie den Hirten liebe, würde Lucia ihr vielleicht um jenes willen gut gewesen sein. Aber Giorgina zuckte mit der Schulter. Es war, als ob sie sagen wollte: Was schert mich Marco!

»Er liebt dich,« sagte Lucia erregt und mit ängstlichem Ernst.

Wieder hob Giorgina die Schulter. »Das tun sie doch alle,« prahlte sie, nun wirklich belustigt.

Lucia ereiferte sich. »Das ist bei ihm anders,« sagte sie. »Du kennst ihn doch nicht. Er liebt dich nicht so nur für einen Tag.«

»Aber für vierzehn,« lachte die Giorgina auf.

Vierzehn Tage wollte sie in Marogno bleiben! Lucia verstummte plötzlich. Zuerst war ihr ganz kalt. Dann packte sie heiße Entrüstung und zugleich ein heftiges Mitleid mit Marco. Sie nahm ihre Bluse, die sie schon ausgezogen hatte, vom Stuhl und näherte sich der Tür.

»Wohin willst du?« fragte Giorgina.

»Ich schlafe nicht mehr bei dir,« sagte Lucia.

Die Erklärung kam so plötzlich und war mit einem so stillen Ernste abgegeben, daß die andere einen Augenblick lang nicht wußte, was sie sagen sollte. Dann aber half ihr der angeborene Leichtsinn über die Lage hinweg. Sie lachte auch dazu und legte sich ohne die Lucia zu Bett. Allmählich erst regte sich in ihr ein leiser Ärger, aber sie war zu faul, um den tieferen Ursachen von Lucias Wesen nachzuspüren. Sie beschloß nur, bald nach Bellenz zurückzukehren. Dort, so dachte sie, würde die Lucia dann schon wieder zur Vernunft kommen.

Lucia aber legte sich in die Stube der Nona.

Die Alte murrte, als sie zu ihr ins Bett kroch, und fragte, was ihr einfalle.

Lucia stieß ein heftiges »nichts« hervor und hatte nicht die geringste Furcht vor der Mürrischheit der Großmutter.

Die Nona wurde ganz wach von dem Ereignis. Sie erkannte die Enkelin kaum wieder. Aber dann umspannten zwei kurze Arme ihren Körper und Lucia drängte sich gegen sie. Die ganze kurze Gestalt zitterte und zuckte. Und als sie mit der einen runzligen Hand nach dem Gesicht Lucias tastete, wurde sie naß von ihren Tränen.

Die Nona erriet allerlei, vielleicht nicht alles richtig; aber sie stieß die Kleine nicht aus dem Bett, wie sie es in der ersten verdrießlichen Überraschung beinahe getan hätte. Sie tätschelte sie vielmehr unwillkürlich auf den Kopf und begann etwas zu summen. Das war ein altes Wiegenlied. Sie hatte es schon seit fünfzehn Jahren nicht mehr gesungen, seit die Lucia klein gewesen. Und sie wußte nicht mehr recht, wie es ging.

3.

Giorgina fand am nächsten Morgen, daß es besser sei, mit ihrem Aufenthalt sogleich ein Ende zu machen; denn auch die Nona zeigte ihr fast etwas wie Feindseligkeit. Sie packte ihre Sachen. Frühstück hatte sie noch bekommen.

»Ich fahre heim,« sagte sie zu Lucia.

»Ich fahre mit,« entgegnete diese.

Giorgina sagte nicht, ob ihr das passe. Sie ging aus dem Hause. Lucia sah sie nach der Alpe del Bosco steigen. Ob sie am Ende doch mit Marco einig würde? dachte sie. Und sie wartete stundenlang auf ihre Rückkehr. Mit der

Nona sprach sie nicht. Sie hatten nie gelernt, miteinander zu reden.

Marco begleitete Giorgina, als sie um die Zeit des Mittagessens zurückkam. Inzwischen hatte auch Lucia ihr Bündel geschnürt. In der Küche stand ein Eierkuchen bereit.

»Wir wollen essen,« sagte Lucia.

Aber Giorgina murmelte etwas davon, daß nicht mehr Zeit sei.

Marco hatte nicht gegrüßt. Er nahm Giorginas Handkoffer, als habe er allein das Recht.

Giorgina wandte sich zur Nona, sagte ihr leichthin einen kurzen Dank und ein »Auf Wiedersehen«. Dann folgte sie Marco, der schon hinabgegangen war.

Lucia ging ihnen nach.

Die Nona aß ihren Eierkuchen. Sie war ärgerlich, aber ihre Gedanken hatten nicht mehr viel Leben. Sie grübelte nicht lange, was geschehen sei.

Die drei anderen hatten einen seltsamen Weg zum Bahnhof, wo der Zug schon wartete. Keines sprach ein Wort. Marco und Giorgina waren in ihrem Innersten viel mehr aufgewühlt, als sie sich merken ließen. Droben auf der Alpe hatte der Hirt dem Mädchen eine süßschwere Stunde gemacht. Er warf ihr vor, daß sie ihn hintergehe, weil sie nun so plötzlich fort wolle. Sie hatte ihm ein Recht auf sich gegeben, ohne es zu wollen, noch

zu bedenken. Leichtfertig wie sie war, hatte sie sich zuweilen von seiner herrischen Leidenschaftlichkeit mit fortreißen lassen. So waren sie weiter miteinander als Lucia ahnen konnte. Nun wollte er wissen, warum sie nicht dableibe, wann sie wiederkommen und was in Zukunft sein werde. Daß sie bei der Nona und Lucia nicht bleiben mochte, begriff er auf ihre Erklärung hin. Aber was sie sonst sagte, genügte ihm nicht. Sie wollte, wie sie ihm zubilligte, einmal mit einer Freundin auf einer Tour wieder auf die Alpe kommen und dann sollte er sie in Bellenz besuchen, so oft er wolle und könne. Da sprach er von Heirat. Es müsse doch feststehen, daß sie sich nicht wieder verlieren könnten. Sie machte wie plötzlich ernüchtert eine zurückschreckende Bewegung, was ihn erst recht in Aufruhr brachte. Er umklammerte ihre Hände mit zitternden Fingern: »Nimm dicht in acht!« drohte er. Da gefiel ihr sein Ungestüm, und sie beschwichtigte ihn, indem sie seine Zärtlichkeit bewußter erwiderte als bisher. Sie verloren sich in ihren Liebkosungen. Aber auf dem Weg zum Bahnhof wurden sie wieder nüchtern und dachten nach. Marco würdigte Lucia weder eines Wortes noch eines Blickes. Sie war in seinen Augen schuld an Giorginas Abreise. Er vergaß, welche Freundschaft ihn mit ihr verbunden. Aber auch seine Zweifel an Giorginas Aufrichtigkeit, an ihrer Ausdauer waren jetzt wieder wach. Wie war es möglich, daß sie vor der

Zeit von ihm ging: Giorgina ihrerseits legte die Hand an die Stirne. Sie war jetzt noch mehr froh als vorher, fortzukommen, nicht mehr nur ihrer Gastgeber, sondern auch Marcos wegen. Er war zu ungestüm! Es schmeichelte ihr zwar, daß er ihr so ganz verfallen war. Manchmal reute es sie auch ein wenig, das Abenteuer schon zu beenden. Dann aber mußte sie fast lachen, daß Marco meinte, sie müßte seine Frau werden, sie, die Giorgina Bianchi und der Hirt, der nicht einmal ein Haus hatte! In diesem Augenblick und da sie ihrer eigenen Herkunft so sehr bewußt war, gingen ihre Gedanken nach Hause zurück. Heute abend würde sie wieder in der Wirtschaft des Vaters stehen! Die Bekannten würden kommen, die Kurmacher! Giuseppe Rossi, der Leutnant, und der Advokat Peretti! Sie freute sich. Sie würden sagen, daß sie zu lange fort geblieben, nie mehr so weit fort dürfte. Hm, es war doch ein vergnügtes Leben daheim! Sie ging jetzt wie auf Flügeln. Und als sie in diesem Augenblick in Marcos finsteres Gesicht sah, lachte sie hell auf; er erschien ihr ganz komisch.

Sie standen jetzt vor dem Zuge.

»Warum lachst du?« fragte Marco in scharfem Ton.

»Weil ihr Gesichter macht, als gingt ihr an meinem Begräbnis,« antwortete sie. Dann trat sie aufs Trittbrett. »Addio,« sagte sie zu Marco, drückte seine Hand und sah ihn mit ihren merkwürdigen Augen an, daß

ihm war, als lege sie die Arme noch einmal um seinen Hals.

»Ich komme bald,« sagte er mit erstickter Stimme.

»Addio Marco,« sagte auch Lucia.

Er hörte es nicht.

Sie zog mit ihren kleinen Händen mühsam ihren kurzen Körper auf den Wagen hinauf. Sie war ganz betäubt und verloren. Nur, daß sie bald zurückkommen werde, fühlte sie.

Da pfiff der Zug schon.

Lucia sah, wie Giorgina und Marco mit den Blicken aneinander hingen. Auch schien ihr, als murmle der Hirt, als der Zug sich in Bewegung setzte, ein »Dio mio« durch die Zähne.

Aber auf der ganzen Fahrt waren die zwei Mädchen schweigsam. Giorgina schmollte mit Lucia, auch flogen ihre Gedanken schon alle ihrem Ziele zu.

Noch an demselben Abend kam Lucia zurück. Sie führte ihren Koffer, eine grüne Holzkiste bei sich, statt des Bündels. Sie hatte Bianchi, dem Wirt, gesagt, daß sie nicht bleiben könne. Keine Erklärungen hatte sie gegeben, noch sich irgendeinem Zureden zugänglich gezeigt, doch zu warten, bis Ersatz gefunden wäre. Auch daß Bianchi grob wurde und ihr die Auszahlung ihres Lohnguthabens verweigerte, machte ihr keinen Eindruck. Sie schleppte selbst ihre Kiste aus dem Hause. Beim Hinweggehen

sah sie Giorgina mit dem Leutnant Rossi vor der Tür der Wirtschaft stehen. Er hielt ihre Hand in der seinen und sie schmachteten einander an. Lucia dachte an Marco. Das Herz krampfte sich ihr zusammen. Sie konnte es nicht erwarten, bis sie wieder in Marogno war, obgleich sie nicht wußte, was sie da wollte.

Die Nona lag schon zu Bett, als sie ankam. Sie entdeckte ihre Rückkehr erst am nächsten Morgen. Sie war überrascht und stellte sie zur Rede.

»Ich bleibe nicht mehr bei dem Bianchi,« war die Antwort.

Die andere ließ sich daran genügen. Vielleicht war sie froh, daß das kleine Ding wieder da war. Aber sie schalt sie doch eine dumme Pute. Davon, daß Lucia sich anderswo einen Dienst suchen könnte, war indessen keine Rede. Lucia dachte auch nicht an so etwas. Sie hatte die Welt satt, in die sie doch eben erst ihre kleine Nase gesteckt hatte. Sie war ohne irgendeine Hoffnung zurück gekommen. Wie ein geschlagenes Hündlein hatte sie einzig das Bedürfnis, sich in die Stille zu verkriechen. Seit Tagen klang ihr unaufhörlich das Wort Marcos von ihrer Mißgestalt in den Ohren. Sie hatte nie in die Zukunft gedacht, nie etwa gar Marcos wegen sich irgendwelche Hoffnungen gemacht, aber sie hatte sich dem unbestimmten Glücksgefühl überlassen, daß er da und gut zu ihr war, hatte sich in die Kameradschaft mit ihm eingelebt und sie

sich ohne es zu wissen zum Hauptzweck und zur Hauptfreude ihres Lebens werden lassen. Nun war das vorbei. Alles schien ihr grau und öde. Sie war nur froh, daß sie die Giorgina nicht mehr sah, die ihr Marco gestohlen, und daß dieser selbst sich nicht zeigte. Dann begann sie ein großes Reinemachen im Hause. Den ganzen Tag scheuerte sie von den Kammern im Dach bis hinunter zum Flur. Und als sie damit fertig war, hob sie an im kleinen, mauerumschlossenen Garten das Unkraut auszurotten. Sie war immer fleißig, aber nie ordentlicher gewesen, als es die Art ihres Volksschlags war. Jetzt aber bemächtigte sich ihrer eine Art Fanatismus der Sauberkeit, und sie erreichte, daß sie nachts todmüde war, sogleich einschlief und vor dem Morgen nicht wieder aufwachte.

Ein paar Tage später kam Marco über sie, als sie im Garten war. Mit der lautlosen Plötzlichkeit, die seine tuchumwickelten Füße zuließen, erschien er an der Mauer, legte die Arme darauf und sah dem rodenden Mädchen zu. Die Stetheit seines Blickes schreckte sie auf. Aber sie ließ ihn stehen, arbeitete weiter und dachte nur, daß er ein eigentümlich abgezehrtes Gesicht habe, wie ein Hungernder.

Da fragte er mit einer Stimme, die hohl klang: »Was weißt du von ihr?«

Sie wußte, wen er meinte, und er tat ihr leid. »Ich bin nicht mehr dort im Dienst,« antwortete sie.

Er schwieg und starrte ins Leere.

Sie bückte sich wieder nach dem Grase.

Einige Minuten blieb alles so still, daß sie das Summen der Mücken hörten.

Dann fragte Marco: »Sind dort viele, die ihr schön tun?«

»Viele!« sagte Lucia mit gesenktem Blick. Sie wußte, daß sie ihm weh tat und litt darunter; aber sie dachte, daß sie ihm eigentlich die Wahrheit über Giorgina noch viel deutlicher sagen sollte.

Wieder trat eine Pause ein. Marco trat durch die Maueröffnung in den Garten. Es schien Lucia, als ginge ein eigentümliches Schlenkern durch seine Gestalt, so als wisse er nicht, was er mit seinen Gliedern beginnen solle. »Ist sie — hat sie Liebhaber?« setzte er jetzt stockend sein Verhör fort.

Das Mitleid wallte in Lucia auf. Sie nahm seine Hand wie sie das früher getan. »Mache dir das Herz nicht schwer,« sagte sie. »Sie ist so. Sie braucht Abwechslung.«

Er ließ sich einen Augenblick lang ihre Zutunlichkeit gefallen, empfand sie vielleicht sogar ohne es zu wissen als etwas Wohltuendes. Aber auf einmal machte er seine Hand frei und ging.

Sie sah ihm erstaunt nach. Er wendete sich dorfauswärts, nicht dem Weg nach der Alpe del Bosco zu. Wo er wohl hinging, dachte sie, und sie hatte Angst um ihn,

so viel Angst, daß sie vergaß, wie sie eigentlich keine Ursache mehr hatte, sich um ihn zu kümmern.

Den ganzen Tag besaß sie eine tiefe Unruhe. Sie wachte über dem Weg nach der Alp, aber sie sah Marco ihn nicht gehen. Es ließ ihr keine Ruhe. Gegen Abend stieg sie diesen Pfad hinan; sie mußte wissen, ob Marco oben war. Es war ihr, als könne er sich ein Leid angetan haben. Sie fühlte, daß er von der Giorgina wie besessen war.

Schon von ferne hörte sie das Meckern der Ziegen, die gemolken sein wollten. Beim Eintritt in die Alp fand sie die ganze Herde um die Hütte versammelt, zu welcher der Hirt sie immer um die Abendstunde mit seiner Schrillpfeife herunter lockte. Marco, der Hund, saß daneben und verwandte kein Auge von den Tieren. Aber als er Lucia kommen sah, stieß er ein kurzes Bellen aus und kam auf sie zugesprungen.

Sie streichelte seinen Kopf und wußte, daß Marco, der Mann, nicht da war. Ihr Herz war hart in ihr vor Sorge. Aber sie trat in die Hütte, holte Melkstuhl und Kessel und molk die Ziegen. Sie kannte alle Arbeit genau; denn sie hatte ja dem Kameraden oft geholfen.

Marco kam nicht.

Sie aber blieb in der Hütte. Er konnte die Herde doch nicht ganz im Stich lassen, dachte sie. Dann fiel ihr ein, daß er nach Bellenz gefahren sein müsse.

Sie saß lange wach und sah die Sterne hoch über den Bergen wandeln. Auch als sie sich aufs Heu legte, schlief sie nicht. Marco, der Hund, aber träumte neben ihr und bellte leise im Schlaf. — — —

Der Tag war noch morgenkühl, als Marco zurückkam. Sein Haar' war so wild wie sein Blick. Er sah aus wie einer, der von vielen Fäusten gestoßen worden und ganz betäubt ist. Etwas wie eine instinktive Angst um die Herde, die er im Stich gelassen, hatte ihn unterwegs befallen, und er war den letzten Teil des Weges gerannt. Er war aber nicht erstaunt, als er Lucia sah. Sie hatte ihm ja immer geholfen. Doch war sie ihm kaum mehr als ein Lamm in der Herde, die da weidete. Wie ein Blitz durchfuhr es ihn, daß sie ihn mit einem schönen mitleidigen Gesicht ansehe. Aber es drang nicht bis in die Tiefe seiner armen Seele.

Sie wünschten einander guten Tag. Lucia berichtete kleinlaut, daß gemolken sei und sagte, er möge die Milch forttragen. Da stellte er seine Tanse vor die Hütte und schüttete die Milch hinein. Er war müde. Lucia sah, daß er sich mit Mühe schleppte. Auf einmal richtete er glanzlose Augen auf sie.

»Hast du gewußt, daß es so etwas gibt, so etwas Falsches?« fragte er.

Sie erhob sich von dem Stein, auf dem sie saß und trat neben ihn. »Quäle dich nicht so!« bat sie leise. »So einer wie du, dem die Mädchen nur so nachlaufen.«

Er verzog den Mund. Die Schmeichelei hätte ihn vielleicht früher gefreut. Jetzt war ihm nicht ums Lachen. Aber er dachte, ob sie sich auch unter die Mädchen zähle, von denen sie sprach, und dann rührte ihn wieder ihre Schönheit. Es dünkte ihn, als müßte es einem wohltun, ihre Hände zu nehmen. Im nächsten Augenblick jedoch gewahrte er ihren lächerlichen Wuchs, und sie rückte ihm wieder ganz fern. Er nahm die Tanse auf den Rücken und stieg schweigend an der Berglehne hin nach der Sennerei, wo er die Milch abzuliefern hatte.

Lucia sah ihm nach. Ihr Herz war schwer wie der Stein, auf dem sie saß.

Er kam nach zwei Stunden zurück. Sein Blick glühte jetzt und er taumelte zweimal vor Erschöpfung.

»Du mußt dich legen,« sagte Lucia und richtete ihm in der Hütte das Heu und die Decke.

Er folgte ihr fast willenlos. »Sie sagt, ich sei — ich könne — der Vater Bianchi gebe seine Tochter keinem Schafhirten,« sprach er, als er sich streckte.

»Das wußte ich doch,« antwortete Lucia.

Da grub er sein Gesicht ins Heu und stöhnte.

Aber er fand keine Ruhe.

Lucia war hinausgegangen.

Am späten Nachmittag kam er zu ihr, die an einem Felsen stand und mit einem Zicklein spielte. »Tue mir einen Dienst,« sagte er.

Sie sah ihn an und wartete, was er begehren werde.

»Sage dem Pedrazzini, daß ich fort bin.«

Sie konnte ihn nicht bitten, nicht zu gehen, obgleich es ihr das Herz zerriß. Sie dachte, es werde ihn doch nicht kümmern. Und sie antwortete: »Ich will es ihm sagen.« Aber dabei wußte sie noch immer nicht recht, was er eigentlich im Sinne hatte und meinte nicht, daß der Abschied so nahe sei.

Er aber suchte in der Hütte seine Habe zusammen und steckte alles in einen Sack, den er über die Schulter warf. Dann trat er wieder vor die Tür. Sein Blick fiel auf den Hund. Sein ganzes Elend kam über ihn. »Santo Dio,« fluchte er aus der Not seines Herzens heraus. Er konnte aber den Hund nicht mitnehmen dort, wo er hin wollte. Die kleine Lucia vergaß er wieder ganz. Erst, als er schon ein paar Schritte gegangen war, sah er sie, das seltsame, kleine Gewächs ganz verschüchtert drüben stehen, und wurde noch einmal von der stillen Anmut ihres Gesichtes betroffen. In all seiner inneren Zerrissenheit zürnte er der Schöpfung, die unter ihr Haupt einen mißgestalteten Körper gestellt. Er wußte nicht, daß er zürnte und warum er es tat. Es war ein Aufflackern seiner alten Zuneigung zu der Kameradin; aber die größere Leidenschaft, die in ihm war, flutete darüber hin. Ohne ein weiteres Wort schritt er alpauswärts.

Lucia saß und faltete die kleinen Hände. Ihre Lippen zuckten. Und eine neue Qual bedrängte sie. Es fiel ihr

zum erstenmal ein, daß sie ja die Giorgina nach Marogno di Sopra gebracht, also eigentlich an allem schuld war. An sich selbst dachte sie jetzt kaum mehr, sondern nur an Marcos Armut. Allmählich erinnerte sie sich ihres Auftrags. Der Tag war schon vorgerückt und der Großbauer Pedrazzini, der Vorsteher der Alpgenossenschaft wohnte weit. Sie machte sich auf den Weg. Sie fror, als sie so ging, obgleich es warm und schön war. Das kam aus ihrem Herzen.

Der Alpvorsteher ließ ein Donnerwetter los, begleitete sie aber und trieb selber die Herde ab. Er wollte sie ohnehin nach einer anderen Weide senden, sagte er.

Marco, der Hund, ging nicht mit dem Fremden. Er schaute den Schafen und Ziegen nach, wie sie mit einem Hupfen, ein Tier nach dem anderen, hinter den Saum des Alpbodens hinabtauchten, wo der Weg plötzlich steil sich senkte. Er schien zu ahnen, daß etwas Besonderes geschehen sei; denn er winselte leise. Dann wandte er den Kopf nach Lucia um, die einige Schritte ab von ihm den Abzug der Herde ebenfalls beobachtet hatte.

Sie fühlte auf einmal, daß sie und der Hund auf der weiten Hochfläche allein waren. Eine Empfindung unendlicher Leere ergriff sie.

Ein Windzug kam und strich über die Alp.

Lucia schauerte in sich zusammen.

Da berührte eine kühle Nase ihre Hand. Marco, der Hund, stieß sie an, als ob er fragen wollte, was nun werden solle.

Sie steckte die Finger in sein Halsband und schritt mit ihm fort. Er folgte willig.

Sie stiegen langsam nach Marogno di Sopra hinunter. Lucia dachte, wo Marco wohl hingeraten sei. Dabei kam ihr von Zeit zu Zeit ein Schluchzen in die Kehle, das sie verbiß, weil sie das Weinen nie gelernt hatte und nicht einmal klar darüber war, wie unglücklich sie war. Aber der Hund war ihr lieb. Es war ihr ein Trost, daß er da war.

Die Nona murrte, als sie heim kam. Ob sie meine, sie könne bald kommen und bald fortbleiben, wie es ihr beliebe, keifte sie. Und sie stieß sie vor ein Bündel dürre Bohnenstauden, von denen sie die Früchte pflücken sollte. Aber im Grunde war sie froh, daß sie wieder da war. Selbst gegen den Hund hatte sie nichts einzuwenden, obschon sie später dann und wann zankte, er fresse mehr, als sie aufzubringen vermöchte.

Der Alltag ging hin. Das Dörflein war todeinsam. Erst im Winter kamen Leute zurück. Lucia betätigte sich in Haus und Garten. Sie war eine große Arbeiterin, trotz ihrer kurzen Arme. Fegen und kochen, holzen und waschen, jeder Tag hatte sein Werk. Die Nona murrte und zankte dazu und sagte doch nie ein Wort von einem neuen Dienst für Lucia. Wenn sie fort gewollt hätte, würde es ihr vielleicht die Zunge und das Herz gelöst haben.

Lucia hörte eines Tages, daß Marco, der Hirt, bei seinen Eltern im Val Versasca gewesen und dann nach

Amerika gereist sei. Armer Marco! dachte sie. Dann vernahm sie auch, daß die Giorgina Bianchi mit dem Advokaten Peretti versprochen sei. Aber es hieß, man wisse nicht, ob es eine Heirat gelte.

Im Spätherbst kam ein Maler ins Dorf. Der sah Lucias Gesicht und gab es einer Madonna, die er für die große Kirche einer Stadt zu malen hatte. Es war so lieblich, daß die Kirchenbesucher es anstaunten und aus der Andacht Gottes in die des Menschleins fielen. Der Maler sagte denen, die das Bild lobten: »Wenn Ihr wüßtet, auf was für einem Körper der Kopf mit diesem Antlitz saß: Unmöglich!« —

Manchmal an Sonntagen stieg Lucia mit dem Hunde Marco nach der Alpe del Bosco. Sie lag verlassen. Aber Lucia ließ sich ins Gras nieder. Der Hund kam, und sie faßte mit ihren kurzen Armen seinen großen, gelben Kopf. Sie war nicht unglücklich. Sie liebte das Tier. Es war nie weggelaufen. Es folgte ihr auf Schritt und Tritt. Es schlief vor ihrer Tür. Und sie hatte keine Wünsche. Sie brauchte sich auch vor Marco, dem Hund, nicht zu schämen, daß sie fast ein Zwerg war. Wenn Marco, der Mann, ihr einfiel, ging über ihre dumpfe Seele eine leise Sehnsucht. Aber das war nur, wie wenn ein Windlein über einen stillen Waldsee läuft.